

Ausgabe Nr. 2 / 1980

Bürgerillustrierte der Stadt Herne

UNSERE STADT



Gamben- und Lautenausstellung in Herne — 4. bis 7. Dezember.

In diesem Heft u.a.:
Manfred Gutzmer
Die Viola da Gamba

Hannes Fabian
Juden in Herne

Alwin Gulden
Das Activarium Gysenberg

Von Martin Hövel
Der Bauch von Herne

UNSERE STADT



Aus dem Inhalt

Von Rita Schoeneberg
Lauftreff

Foto: Peter Monschau

Von Manfred Gutzmer
Die Viola da Gamba

Illustrationen: W.H. Zehrt

Von Hannes Fabian
Juden in Herne

Fotos: Bildarchiv der Stadt Herne

Von Martin Hövel
Der Bauch von Herne

Fotos: W.H. Zehrt

Von Wulf Buerbaum
Nicht Goldbach sondern Gold wert

Foto: Bildarchiv der Stadt Herne

Von Ulrich Gorcitza
**Das seltsame Steckenpferd
des Willi Roßburg**

Fotos: Gorcitza

Von Alwin Gulden
Das Activarium im Revierpark
Illustrationen: W.H. Zehrt

Von Manfred Gutzmer
**Wenn unter der Umwelt
die Seele leidet**

Fotos: Bildarchiv der Stadt Herne

Von Sabine Röhrig
Mal Prügelknabe, mal Urlaubsretter
Fotos: Röhrig

Nur ein bißchen Mut
Illustrationen: W.H. Zehrt

Big Brother?
Fotos: Bildarchiv der Stadt Herne

Illustrierte für die Bürger der Stadt Herne — herausgegeben vom Oberstadtdirektor durch das Presse- und Informationsamt der Stadt Herne.

„Unsere Stadt“ (2/80) erscheint in einer Auflage von 20.000 Exemplaren und wird kostenlos verteilt.

Die meisten Autoren sind Journalisten bei den in Herne erscheinenden Tageszeitungen. Ihre Meinung deckt sich nicht in jedem Fall mit der Meinung des Herausgebers und der Redaktion.

Redaktion

Manfred Gutzmer (verantwortlich für den gesamten Inhalt)

Anschrift der Redaktion:

4690 Herne 1, Rathaus, Friedrich-Ebert-Platz 2; Presse- und Informationsamt der Stadt Herne

Telefon (02323) 595 2425

Unser Titelbild will aufs nächste Instrumenten-Festival in Herne einstimmen. Dazu schien uns Jan Steens „Lautenspieler“ aus dem Jahre 1652 besonders geeignet: er zeigt etwas von der Heiterkeit der angeblich ernstesten Musik, und er beschreibt die Instrumentengruppe, um die es geht — die Gamben und Lauten. Allerdings - das Titelbild ist eine Zehrt-Version des Originals, das wir zum Vergleich auf der Rückseite zeigen.

Grafische Gestaltung:
W.H. Zehrt

IN EIGENER SACHE

Immer wieder fragen uns Leser aus Herne und Wanne-Eickel, aber auch auswärtige, wann denn nun die nächste Bürgerillustrierte fertig sei. Und dann bitten wir mit konstanter Höflichkeit um Geduld. Denn es bleibt wohl auch in absehbarer Zukunft dabei: für mehr als zwei Ausgaben im Jahr reichen weder die Zeit noch das leidige Geld. Die Zeit brauchen wir, weil „Unsere Stadt“ total im Eigenbetrieb produziert wird, von der Satzherstellung bis zur Endverarbeitung; und Geld kostet das Blatt trotz kostensparenden Self-Doings, weil das Papier, die Filme und die Honorare nicht gerade billig sind. Schließlich hat der Rat der Stadt selbst in mageren Jahren (demnächst haben wir wieder eins) die Etatansätze für die Öffentlichkeitsarbeit nicht angerührt (sicher auch deshalb, weil er ein Gespür für Qualität hat). — Aber zur Sache. Die vorliegende Ausgabe bietet ein so breites Spektrum an Themen, daß für jeden Geschmack etwas, für manchen sicher manches dabei ist. Beginnen wir mit den Eigenbeiträgen der Redaktion zu zwei großen und wichtigen städtischen Ausstellungen im November und im Dezember. Da geht es zunächst um eine Dokumentation der Judenverfolgung in Herne. Sie wird zu einer Ausstellung zusammengefaßt und am 7. November vorgestellt; die Veranstaltung verdient unter anderem deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil Herne die erste Stadt in Westdeutschland ist, die sich an dieses Kapitel ihrer Historie heranwagt. Unser zweiter Vorbericht ist der „Viola da Gamba“ gewidmet. Unter diesem Titel beginnt am 4. Dezember in Herne die fünfte Instrumenten-Ausstellung, an deren Konzertteil sich diesmal auch der WDR tatkräftig beteiligt. Unser Bericht gibt einen Rückblick auf die kurze aber eindrucksvolle Geschichte der Herner Instrumenten-Festivals und einen Ausblick auf die anstehende Gamben-Ausstellung. — Was treibt eigentlich die Scharen von Dauerläufern,

die Jogger, in den Revierpark und auf den Gysenberg? Was bewegt sie wohl dazu, gegen die Natur und die Uhr anzurennen? Rita Schoneberg von der Herner WAZ/WR-Redaktion ist für uns dieser Frage nachgelaufen, und sie hat auch einige, teils provozierende, Antworten ermittelt. Lesen Sie ihren Bericht „Lauf-Treff“. — Einen anderen Mitarbeiter derselben Redaktion, Martin Hövel, haben wir dazu überreden können, früh morgens um halb vier aufzustehen. Versuchen Sie das mal bei einem Journalisten, und Sie werden merken, welche Überredungskunst es erfordert. Der Sinn des Unternehmens: Hövel sollte einmal nachschauen, was in aller Herrgottsfrühe auf dem Großmarkt los ist. Sie finden seine Reportage in diesem Heft unter dem Titel „Der Bauch von Herne“. —

In der Reihe der Firmen-Porträts, die wir nun schon seit einigen Jahren durchziehen, ist diesmal ein Herner Neuling an der Reihe, nämlich (unter dem Titel „Nicht Goldbach aber Gold wert“) die GMU; ausgeschrieben ist das die Gesellschaft für Materialrückgewinnung und Umweltschutz, eine Tochter der Rhenus WTAG und damit eine Enkeltochter der VEBA. Das Unternehmen ist das größte in der noch jungen Branche und hat gerade seinen Sitz von Essen nach Herne verlegt, in das Verwaltungsgebäude, in dem einst Goldbach residierte. Der Autor des GMU-Porträts, Wolf Buerbaum, ist Redakteur der WAZ/WR-Redaktion in Wanne. — Was tut ein Kommunalpolitiker nach Feierabend? Er macht, werden Sie sagen, Kommunalpolitik. Und damit haben Sie nach aller Erfahrung auch Recht. Aber (welche Weisheit!) es gibt auch Ausnahmen zu dieser Regel, und eine solche ist der Herner SPD-Stadtverordnete Willi Roßburg. Er baut, wann immer er Zeit hat, Aaken. Ja, Sie haben richtig gelesen.

So hießen in vorindustrieller Zeit auf Ruhr und Lippe die Frachtkähne. Roßburg baut sie minutiös nach und Ulrich Gorcitzka hat ihm dabei zugesehen. Sein Bericht hat die Überschrift „Das seltsame Steckenpferd des Willi Roßburg“. — Zum Thema „Gesundheit“ können wir Ihrer aufmerksamen Lektüre zwei Berichte über das Revierpark-Activarium und über die städtische Erziehungsberatungsstelle empfehlen. Die beiden Einrichtungen verbindet, wenn man so will, zweierlei: ihr flottes Wachstum und ihre Bedeutung fürs Wohlergehen der Herner Bürger. Unsere Beiträge dazu heißen „Das Activarium“ und „Wenn unter der Umwelt die Seele leidet“.

Last not least bieten wir drei Beiträge an, die mit Dienstleistungen der Stadt Herne bekannt machen sollen. Da ist zunächst eine kleine Ehrenrettung fürs Einwohnermeldeamt („Mal Prügelknabe, mal Urlaubsretter“), dem wir in der letzten Ausgabe beiläufig „mürrische Schalterbeamte“ vorgeworfen hatten; die Retterin heißt Sabine Röhrig, eine angehende Juristin und freie Mitarbeiterin einiger Zeitungen in Herne und Umgebung.

„Nur ein bißchen Mut“: unter diesem Titel machen wir Reklame für das Angebot der VHS an nachträglichen Schulabschlüssen. Und schließlich stellen wir den neuen Computer vor, dem die Städte Herne und Bochum die Daten ihrer Bürger anvertrauen; „Big Brother?“ heißt dieser Beitrag.

So, das wär's erstmal. Viel Spaß beim Blättern und Lesen.

Ihre Redaktion



Nur ein glattes Jahrzehnt ist es her, daß mit dem Revierpark Gysenberg, dem ersten weit und breit, auch das große Freibad eröffnet wurde. Seine ganz besondere Attraktion damals: ein richtiges, Ferienträume weckendes Wellenbad. Das war natürlich ein Knüller, für den die Menschen an guten Sommertagen Schlange standen.

Nur zehn Jahre sind's her; aber zehn Jahre, in denen das Revierpark-Angebot so große Sprünge gemacht hat, daß man sich heute wundern muß. Denn im Vergleich mit dem raffinierten Activarium von Anno 80 kommt die Freiluft-Attraktion von damals allenfalls als schlichte Badebelustigung davon. Der Vergleich macht deutlich, in welchem Tempo und mit welcher Phantasie die Revierpark-Manager renoviert, innoviert und investiert haben müssen. Aber was trieb sie dazu, wo doch alles so schön lief?

Noch 1970 hatten die Verantwortlichen schüchtern kalkuliert, daß die Saison-Einnahmen aus der Badezone die Betriebskostenzuschüsse der Gesellschafter (Stadt und KVR) würden ausgleichen können. Aber allzu schnell wurde sichtbar; dieses kostendeckende Ziel kann nur ein Ganzjahresbetrieb erreichen. Zugleich mit dieser Erkenntnis schlug auch die Stunde des Gerd Meyhöfer, jenes quirligen, phantasiebegabten städtischen Gartenamtsleiters, der „nebenbei“ den technischen Part in der Revierpark-Geschäftsleitung spielte (und spielt). Meyhöfer plante, handelte, verhandelte, als hätte er ein ganzes Berufsleben lang nur auf dieses Objekt gewartet und alle Lust am Organisieren für den Revierpark konserviert. Seinem Enthusiasmus, seiner (wenn nötig) aufdringlichen Überzeugungsfähigkeit waren auch die notorischen Zweifler bald rettungslos unterlegen. Und mit dem Freibad ging's fortan nur noch bergauf.

Schon 1972 setzte er die ersten Um- und Ausbauten durch. Zuerst wurde ein Teil Sommer-Umkleiden umfunktioniert. Neben der Überdachung des Wellenbades durch eine Traglufthalle entstanden so ein Saunatrakt (Damen- und Herrensau-na), eine Umkleidehalle, eine Kommunikationsfläche unter einem Zeltgarten, ein Textilsolarium, ein Ruheraum, ein Fitnessraum, ein Spiel- und Freiluftgarten und schließlich ein verglaster Wandelgang. Diese neue Anlage, die einen ganzjährigen Bade- und Saunabetrieb gewährleistete, wurde „Activarium“ genannt. Durch diesen Begriff sollte die multifunktionale Nutzungsmöglichkeit der Badezone dokumentiert werden.



Das war aber nur der Anfang. Schon 1976 ließ sich Meyhöfer den nächsten großen Ausbau einfallen, um das Angebot im Activarium zu aktualisieren. Außer Freizeitspaß, Erholung und Kommunikation, sollte auch eine gewisse Gesundheitsvorsorge angeboten werden. Ergänzt durch kleinere Veränderungen im vorhandenen Bereich wurden als Hauptmaßnahmen ein neues Sole-Hallenbad (32°) und ein Sole-Sprudel-Freibecken (34°) gebaut, und der Saunabereich um eine Familiensauna erweitert; neue Umkleidekabinen und Garderobenschränke und ein abgeschlossener Ruheraum machten die Baumaßnahmen komplett. Im Februar 1980 wurde das neugestaltete, noch attraktivere Activarium schließlich eröffnet.

Und schon bald war zu erkennen, daß die erweiterte Badezone den Wünschen der Gäste entgegenkam: die Besucherzahlen schnellten sprunghaft in die Höhe, und als im Leasingverfahren auch noch 21 Niederdrucksolarien aufgestellt wurden, gab es an der Kasse erstmals Wartezeiten wegen Überfüllung der Anlage.

Ein weiteres Problem, das niemand vorhergesehen hatte, brachten die Kinder der Badegäste ins Haus. Angelockt durch die warmen Temperaturen im Sole-Hallenbad und im Sole-Sprudel-Freibecken, übersahen sie die Mahnung der Revierpark GmbH, die Solebecken aus gesundheitlichen Gründen nur maximal 15 bis 20 Minuten lang zu benutzen. Gutgemeinte Ratschläge des Badepersonals wurden verworfen, so daß Meyhöfer durch einige Beschränkungen regulierend eingreifen mußte. Spätestens zu diesem Zeitpunkt war ihm aber auch klar geworden, daß irgendwann ein attraktiver Bereich für die Kinder im Activarium als Alternative entstehen müßte.

Durch das Angebot der Sole mit ihrer gesundheitsvorsorgenden Wirkung wurde das Activarium über die Grenzen Hernes hinaus noch bekannter. Die Besucher kommen aus einem bis zu 60 Kilometer weiten Umkreis. Aber — so erfreulich diese Tatsache an sich auch ist, so wachsen doch im gleichen Maße die Probleme im Activarium mit dem Besucherandrang. Vor allem durch das Angebot des Solewassers ergeben sich, besonders an Wochenenden, immer wieder Wartezeiten wegen Überfüllung des Bades. Obwohl diese Wartezeiten ohne nennenswerte Beanstandungen in Kauf genommen werden, wollen die Verantwortlichen im Revierpark diesen Mißstand jetzt abbauen.



Die GmbH hat sich entschlossen, das Activarium noch einmal auszubauen. Die Traglufthalle über dem Wellenbad weist nach achtjährigem Gebrauch eine Materialermüdung auf, deshalb soll sie durch feste, konventionell gebaute Halle ersetzt werden. Die Pläne sehen vor, sie optisch dem Erweiterungsbau von 1978 anzupassen.

Weiterhin soll in der neuen Halle ein zusätzlicher Kinderbadebereich entstehen, um so das erwähnte Problem zu beseitigen und die Kinder aus den Solebadbereichen herauszulocken. Außerdem ist beabsichtigt, in die Stirnseite der Halle — im Anschluß an den jetzigen Zeltgarten — einen Balkon zu errichten, der Liegemöglichkeiten bieten wird und auch die Niederdrucksolarien aufnehmen soll.

Als weiterer Schwerpunkt ist ein zweites Soleaußenbecken zu sehen, das groß genug sein wird, dem Besucher eine ausreichende Schwimmfläche anzubieten. Massagedüsen an den Rändern des Beckens komplettieren das Angebot.

Die Arbeiten zu diesem Bauabschnitt werden noch in diesem Herbst beginnen. Während der Umbauphase kann das Wellenhallenbad dem Badegast natürlich nicht zur Verfügung stehen, aber der ganze übrige Activariumsbereich bleibt stets funktionsbereit. Nach der Fertigstellung der Wellenbadhalle und des neuen Sole-Ausschwimmbeckens, im Sommer 1981, werden die Saunen renoviert. Größere Kabinen in der Damen- und Herrensau-na, eine neue Raumaufteilung und eine zweite Kabine in der Gemeinschaftssauna werden dann sicher dem hohen Besucheraufkommen entsprechen. In diesem Zusammenhang sollte nicht unerwähnt bleiben, daß alle neuen Kabinen als „Blocksaunen“ (Finnische Saunen) angeboten werden.

Die Sauna-Baumaßnahme wird im Sommer 1981 beginnen und soll bis Ende des Jahres 1981 abgeschlossen sein. Auch hier ist wichtig, daß der Badebetrieb erhalten bleibt und daß trotz der Renovierungsarbeiten stets ein Damen- und ein Herrensau-abereich zur Verfügung stehen.

Es ist nicht auszuschließen, daß kleine Störungen durch die verschiedenartigen Gewerkeausbauten auf die Gäste zukommen. Ein Umbau von solchem Ausmaß braucht nun einmal einen erheblichen Aufwand. Während der Arbeitszeit tagsüber muß deshalb im Activariumsbetrieb vor allem mit gelegentlichem Lärm gerechnet werden. Da aber die Gäste das Gysenberg-Activarium zu einem hohen Prozentsatz aus Gründen der Ruhe und Erholung besuchen, werden die Verantwortlichen im Park zusammen mit der Bauaufsicht alles Notwendige unternehmen, um diese Behinderungen so gering wie möglich zu halten. Und vielleicht tröstet ja die Aussicht auf ein noch schöneres, noch größeres Activarium.

Lauf-Treff

Der Ort,
wo auch der Schweiß
verbindet

Von Rita Schoeneberg

Sie laufen, laufen und laufen und wollen die Glückseligkeit einholen. Manche glauben, sie gar schon gefunden zu haben. Auch in Herne trimmen sich die Jogger - wie die Dauerläufer nach angelsächsischem Sprachgebrauch genannt werden - die Sorgen vom Leib. Sie treffen sich abends, nach getaner Sitzarbeit, im Gysenberg-Park und dann geht's quer durchs Gelände. Ungerührt von aufgeschreckt beiseite springenden Fußgängern, alle Warnungen der Ärzte in den Wind schlagend rennen sie, hechelnd und nach Luft ringend, als gelte es einen neuen Rekord aufzustellen.

In Normalkleidung, ohne Schweißband um die Stirn und Handtuch im Nacken fühle ich mich unter ihnen als Fremdkörper. Sie sind eine Clique, ausgewiesen durch ihren Einheitslook - Trainingshose, weißes T-Shirt, Turnschuhe ... Das heißt: Eigentlich sind es Jogger-Schuhe, denn die meisten, die hier in die Startlöcher gehen, turnen nicht, haben nie geturnt.

Es sind Hausfrauen, bei denen Sport zum letzten Mal auf dem Stundenplan in der Schule stand, die aber schon immer etwas gegen die Speckröllchen und die Cellulitis an den Oberschenkeln tun wollten. Rentner, die aus dem Arbeitsprozeß ausgeschieden sind und sich seit her ihres geregelten Lebens beraubt fühlen, suchen laufend einen neuen Halt. Dann sind da die Midlife-Crisis-Typen: Sie vermuten im Joggen ein atemberaubendes Lebenselixier. Und die Männer, die sich mühen, ihr kleines Bäuchlein - das den Hosenbund mittlerweile ganz versteckt - abzustrampeln.



Freilich gibt es auch die, denen man es glaubt, wen sie sagen: „Laufen macht Spaß.“ So zum Beispiel Monika (26): „Noch vor zwei Jahren war ich nach einem zwei Kilometer langen Spaziergang völlig kaputt. Heute macht es mir nichts mehr aus, zehn Kilometer in eineinhalb Stunden zu laufen. Im Gegenteil, ich fühle mich am nächsten Tag topfit, kann mich besser konzentrieren und bin außerdem besser gelaunt. Ohne Laufen läuft bei mir nichts mehr.“ Monika ist eine von denen, die in den letzten Jahren kaum einen Lauftreff ausgelassen haben. Jeden Freitag um 19 Uhr kommt sie mit ihrer Freundin zum Treffpunkt in den Gysenbergpark, um das Laufpensum nachzuholen, das sie in der Woche nicht schafft und das ihr diese „unheimliche Befriedigung“ bringt. Das durch einen Zeitungsartikel geweckte Interesse setzte sie gleich in die Tat um. „Als ich das erste Mal hierher kam, fühlte ich mich ziemlich verloren. Ich stand da, zwischen fremden Menschen, die sich alle lebhaft unterhielten, nur ich kriegte kein Wort raus. Hier gehst du nie mehr hin, habe ich gedacht. Beim Laufen merkte ich dann, daß es viele gab, die genauso 'fußkrank' waren wie ich. Aber keiner lachte über uns lahme Watschelenten. Im Gegenteil: Wir haben uns gegenseitig Mut gemacht und uns in den Pausen bestens miteinander unterhalten.“

Schweiß verbindet - mittlerweile ist Monika mit einigen Läufern eng befreundet. Und das ist nicht zuletzt der Sinn der Rennerei. Soziale Kontakte sollen angeknüpft und gefördert werden. „Wir wollen hier keine Weltmeister produzieren, sondern den Leuten in erster Linie ein Ausgleichstraining und Spaß bieten“, erklärt Horst Grünhagen, einer der zehn Übungsleiter, die die Trimmer auf ihrem endlosen Weg betreuen. Grünhagen plädiert für mäßiges aber regelmäßiges Traben und warnt seine „Mini-Sprinter“ vor der unmäßigen Hetze.

Von den kritischen Urteilen der sportmedizinischen Fachwelt mögen die Jogger nichts hören. „Der menschliche Körper sei nicht zum Laufen gemacht, sondern zum Gehen“, meint da beispielsweise ein amerikanischer Fachmann; seine Ansicht teilen viele Fachleute, die zudem warnen vor Herz- und Kreislauf-Kalamitäten sowie irreparablen Schäden am Skelett, an Knorpeln und Gelenkkapseln. Psychologen sehen es noch vertrackter: Sie vermuten im Joggen den Versuch, dem Tod davonzulaufen. „Alles kalter Kaffee“, weiß Frührentner Walter (60). Angeblich hat er sich binnen weniger Monate einen schweren Wirbelsäulenschaden „weggelaufen“. Allerdings: Arbeiten kommt für ihn nicht mehr in Frage. „Dann kommt die böse Krankheit bestimmt sofort wieder“ ...



SPUREN — Foto: W.H. Zehrt

Sabine Dorlöchter

Wir waren verliebt
wir genossen das Leben und
die Zeit verging im Flug

Wir gaben beide
und nahmen beide noch mehr
bis keiner mehr geben konnte

Es währte nicht lange!

Nun seid ihr verliebt
ihr genießt das Leben und
die Zeit vergeht im Flug

Ihr gebt beide
und nehmt beide noch mehr
bis keiner mehr geben kann

Wird es lange währen?

Katja Degener

Mein Weg

Auf meinem Weg
stieß ich oft
an spitze
Steine!

Nach mehreren
Verletzungen
blieb
ich
auf der
Strecke!

Beide Gedichte haben wir den „Ansichten und Anmerkungen“, einem Lyrik-Heftchen der VHS-Schreibwerkstatt entnommen. Wer Interesse hat am Schreiben und an der Schreibwerkstatt, ist je-

derzeit willkommen. Hier drei Kontaktadressen: R. Stegemann (Ludwigstr. 52), Erich Bregenstroth jr. (Flottmannstr. 8, Tel. 41877), VHS der Stadt Herne (Tel. 595 3467).



...wenn unter der Umwelt die Seele leidet

Die kommunale Erziehungsberatung.(EB)

Bild links:

Depressionen-

Collage von W.H. Zehrt



Einst hießen sie schlicht und einfach „Erziehungsberatungsstellen“, jene psychologisch fundierten Angebote der Städte an die ratlosen Eltern oder Kinder. Wer sie näher kannte, sprach ganz einfach von EBs. Das ist vorbei. In Herne, zum Beispiel, gibt es statt dessen ein „Institut für Heilpädagogik und Psychotherapie“; eine praktikable Abkürzung dafür hat sich noch nicht herumgesprochen. Aber, der aufwendige neue Titel der alten EB bezeichnet auch ein aufwendig erweitertes Programm, und so ist der Institutsname zwar nicht jedermann verständlich, aber durchaus gerechtfertigt. Das soll ein kleiner Streifzug durch den Arbeitsbericht fürs letzte Jahr kenntlich machen.

Das Institut ist organisatorisch eine Abteilung des städtischen Jugendamtes, untersteht aber in seinen Dienstangelegenheiten direkt dem Sozialdezernenten. Es hat seinen Sitz in Wanne an der Ludwigstraße 14 und eine „Bezirksberatungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche“ (was schon verdaulicher klingt) in Herne an der Mörikestraße 1. Der Leiter des Unternehmens heißt Dr. Karl Heinz Uerlich und ist seines Zeichens Diplom-Psychologe.

Auf die Leistungsfähigkeit des städtischen Instituts läßt ein Blick in die Personalliste schließen. Sie nennt allein für die Zentrale an der Ludwigstraße zwei weitere Psychologinnen, eine Sozialarbeiterin, acht Spieltherapeutinnen, eine Erzieherin und zwei Damen fürs Büro. Hinzu kommen nebenamtliche Mitarbeiter: zwei in Wanne niedergelassene Nervenärzte, drei Diplom-Pädagogen, Heilpädagogen und Pädagogen für Schultherapie, Sprachheiltherapie, Werktherapie, Logopädie, Musiktherapie und Heilgymnastik.

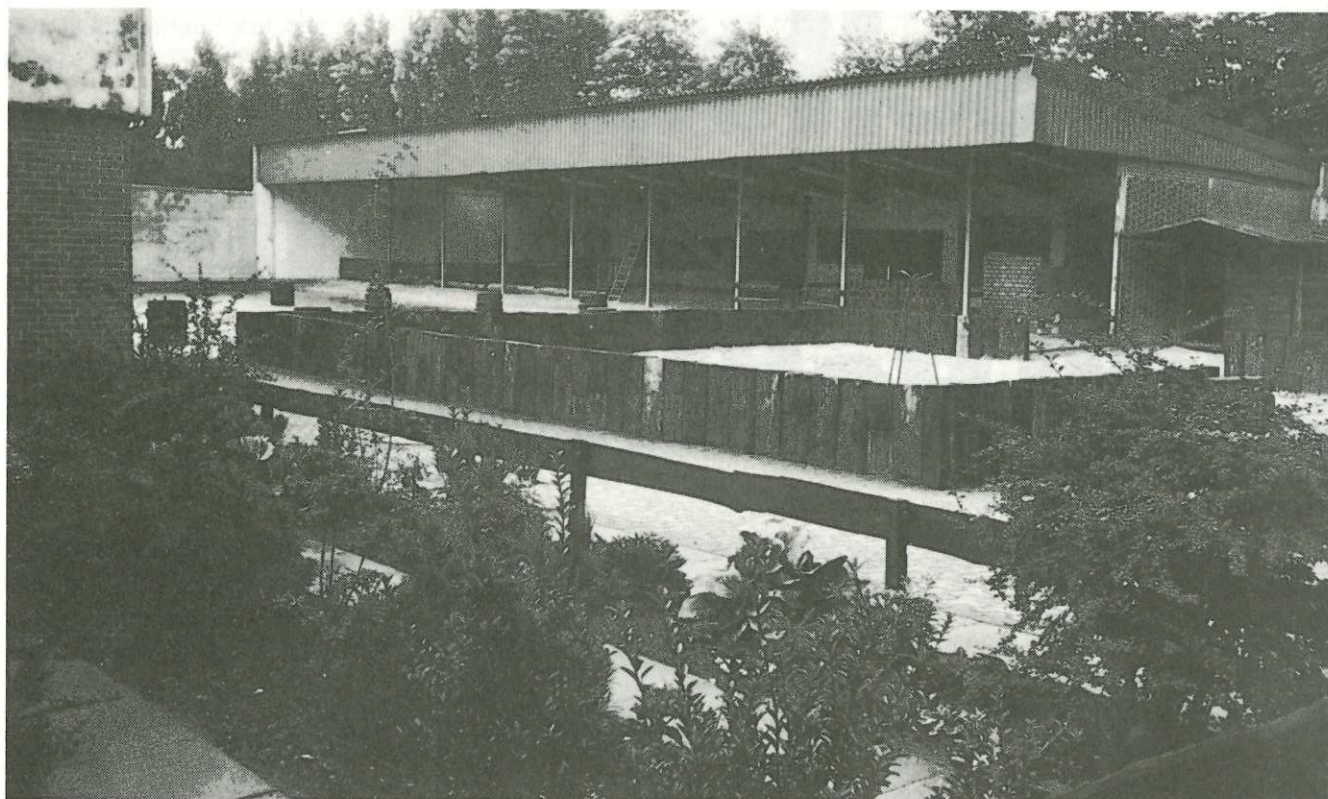
Ein wenig bescheidener nimmt sich die Besetzungsliste der Bezirksberatungsstelle in Herne aus. Hier arbeiten unter der Leitung der Diplom-Psychologin Luitgart Finke-Roth eine Heilpädagogin, eine Sozialarbeiterin und eine Verwaltungsangestellte als hauptamtliche, darüber hinaus drei Lehrer und ein Kinderarzt als nebenamtliche Mitarbeiter.

Und was geschieht nun dort, was bietet das Institut wem an? Die Darstellung des Arbeitsinhaltes nennt fünf größere Kapitel: psychosomatische Diagnostik, Beratung, Gutachterstellung, Psychotherapie und Heilpädagogik, prophylaktische Tätigkeit im Sinne der Psychohygiene. Um es ein wenig näher zu umschreiben:

1. Die psychosomatische Diagnostik umfaßt drei Untersuchungsarten, die psychologische, die medizinische und die logopädische.
2. Unter Beratung versteht das Institut, wie zu erwarten, die Beratung von Eltern, Kindern und Jugendlichen; es nennt aber auch als Adressaten seines Beratungsangebots pädagogische, medizinische und karitative Institutionen - also wohl Schulen, Heime, Gesundheitsämter und Träger der freien Wohlfahrtspflege wie z. B. Innere Mission oder Caritas-Verband.
3. Gutachten erstellt das Institut für die Jugendämter der Stadt und des Landes, für pädagogische, medizinische und karitative Einrichtungen und für die Gerichte.

*Bild oben:
Der Leiter des Unternehmens
Dr. K.H. Uerlich*

*Bild oben rechts:
Ein Blick in den Innenhof des Instituts
an der Ludwigstraße*



4. *Psychotherapie und Heilpädagogik nehmen, jedenfalls im Arbeitsbericht des Instituts, den größten Raum ein, und sie geben ihm schließlich auch den Namen. Die Einrichtung bietet unter anderem die große Einzel- und Gruppen-Psychotherapie, und zwar gleich nach drei Verfahren: psychoanalytisch, individual-psychologisch (Adler) sowie logo- und existenzanalytisch (Frankl).*

Die kleine Psychotherapie für Einzelne und Gruppen bedient sich hier der Entspannungstherapie, der Hypnose, des Gesprächs und der Verhaltenstherapie. Die große wie die kleine Psychotherapie vermittelt das Institut übrigens nicht nur in therapeutischer Funktion, sondern auch als Lehrinstitut.

Heilpädagogisch stehen zur Verfügung: Spieltherapie, Werktherapie, Musiktherapie, Heilgymnastik, Schwimmtherapie und Schultherapie. Hinzu kommt eine spezielle Sprachtherapie.

5. *Zur prophylaktischen, psychohygienischen Tätigkeit des Instituts zählen insbesondere Elternseminare und Vorträge.*

„Über die diagnostischen, beratenden und therapeutischen Maßnahmen der Einrichtungsberatung hinaus“, so das Institut selbst, „übernehmen wir noch folgende Sonderaufgaben.“ Und dann folgen unter anderem die allgemeine Lebensberatung, spezielle Eheberatung, Bildungsberatung, Arbeit mit Suchtgefährdeten, Fortbildung und psychotherapeutische Einzelbehandlung Erwachsener. Den Schwerpunkt seiner Arbeit jedoch sieht das Institut für Heilpädagogik und Psychotherapie in der Therapie und der Erziehungsberatung.

Die Chancen, in den Genuß eines der vielen Institutsangebote zu kommen, sind durch den Um- und Ausbau der Einrichtung vor drei Jahren erheblich gestiegen. Während vor der Erweiterung die Wartezeiten bis zu drei Jahren ausmachten, liegen sie inzwischen nur noch bei rund sechs Monaten.

Interessant auch eine kurze Arbeitsstatistik des Instituts. Immerhin hatte es in einem einzigen Jahr 19.606 Kontakte mit Ratsuchenden, mehr als tausend Menschen jeden Alters und Geschlechts wurden therapiert; dazu kommen 237 Vorträge, Seminare und ähnliche Veranstaltungen mit 3.347 Teilnehmern. Aber diese Zahlen, weder die Wartezeiten noch die Gesamtfallzahlen, sollen niemanden erschrecken. Insbesondere Kinder, Jugendliche, Eltern, Lehrer, Ausbilder und Erzieher haben einen Anspruch auf die Hilfen des Instituts - wie auf jede andere städtische, letztlich aus Steuermitteln getragene Dienstleistung. Und die Wartezeiten werden natürlich nicht stur nach Kalender verhängt, sondern richten sich im Einzelfalle nach der Not dessen, der die Hilfe und den Rat braucht.

Hier die Sprechzeiten: Das Institut an der Ludwigstraße ist montags bis donnerstags von 8 bis 12 und von 14 bis 17 Uhr, freitags von 8 bis 12 Uhr geöffnet (Telefon: Wanne-Eickel 7 20 61). Andere Termine können vereinbart werden. Die Bezirksberatungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche ist montags bis freitags von 7.30 bis 12.30 und von 13 bis 16 Uhr dienstbereit (Telefon: Herne 5 13 55).

Das seltsame Steckenpferd des Willi Roßburg



Die Flußschifffahrt auf den natürlichen Wasserstraßen Lippe und Ruhr war vor dem Endausbau des Kanalnetzes (um 1930) von großer Bedeutung für die Infrastruktur des gesamten Ruhrgebietes, speziell aber für den Abtransport der Kohle. Der Herner SPD-Stadtverordnete Willi Roßburg, 51 Jahre alt und selbst gelernter Schiffsmaschinist, beschäftigt sich in seiner Freizeit mit diesem interessanten historischen Spezialgebiet und mit der damaligen Schiffsbautechnik, die er gekonnt in originalgetreue Modelle umzusetzen versteht.

Angefangen hat es, wie meist bei ausgefallenen Steckpferden, mit einem Zufallsfund. Vor einigen Jahren fischte Roßburg zusammen mit einem Kollegen vom Wasser- und Schifffahrtsamt Meiderich ein altes Holzruder aus dem trüben Wasser des Duisburger Hafens. Es handelte sich, wie sie später mit einiger Mühe und nach langem Blättern herausfanden, um ein original Seitenruder einer sogenannten „Ruhr-aake“. Aaken waren extrem flache Transportschiffe, die mit ihrem geringen Tiefgang besonders für die Flußschifffahrt geeignet waren.

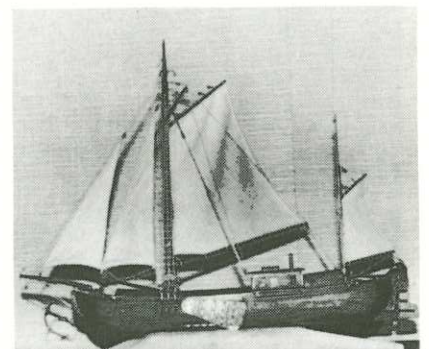
Von diesem Zeitpunkt an begann Willi Roßburg — er war selbst mehrere Jahre als Maschinist auf Deutschlands Kanälen „auf großer Fahrt“ — sich für die Geschichte der Flußschifffahrt und für die damaligen Schiffsbautechnik zu interessieren. Vor allem aber hatte er das ehrgeizige Ziel vor Augen, originalgetreue Modelle dieses eigenartigen, fast schon vergessenen Schiffstyps zu bauen.

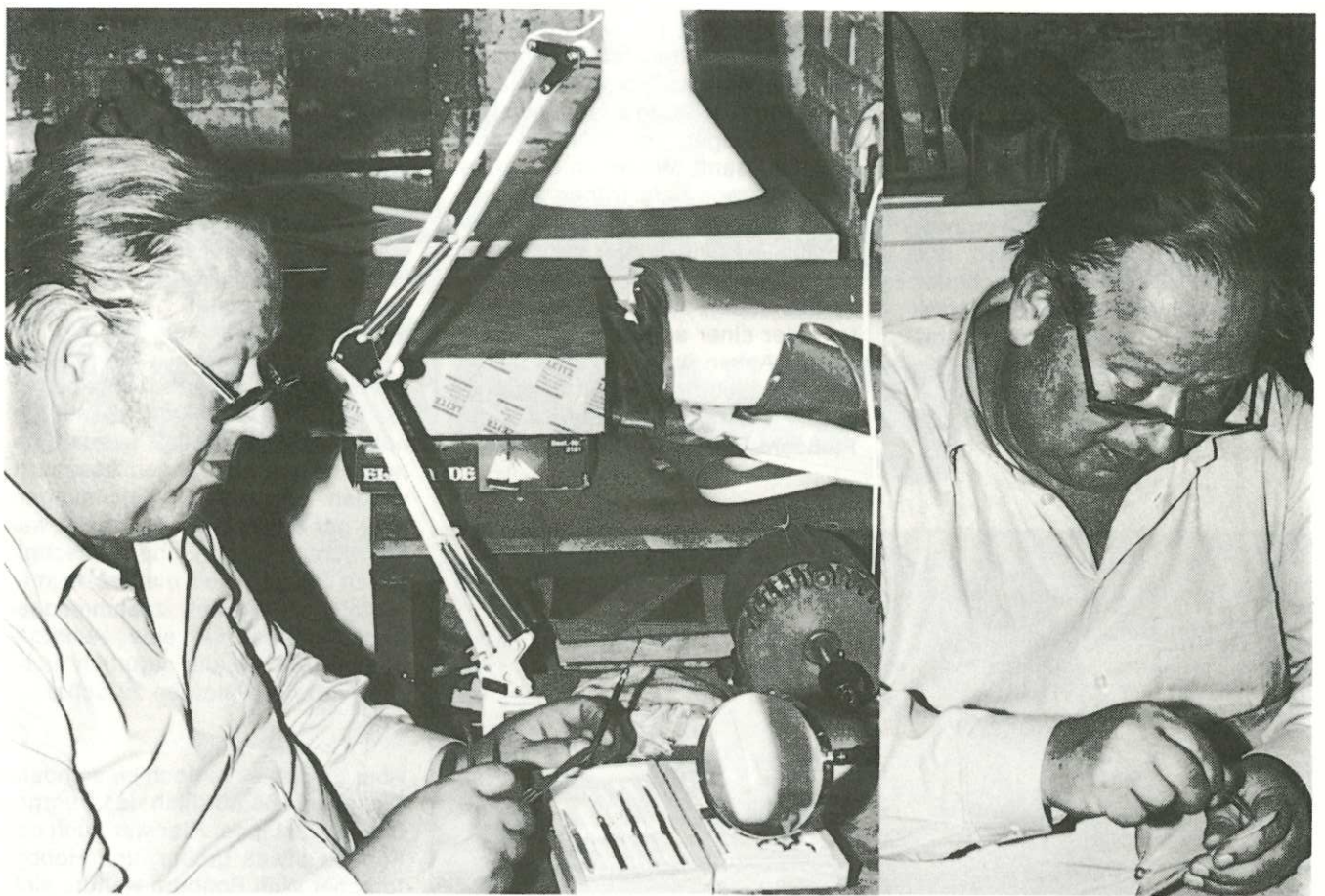
Bevor er dieses Vorhaben aber in die Tat umsetzen konnte, mußten naturgemäß zunächst einmal die notwendigen Unterlagen beschafft werden. Baupläne, Zeichnungen oder gar Modelle der Ruhraake waren nicht zu finden, und die technischen Einzelheiten mußten in mühevoller Kleinarbeit zusammengetragen werden — eine selbstgestellte Aufgabe, die natürlich nicht von heute auf morgen zu schaffen war.

Aber da gab es ja noch eine andere Wasserstraße nördlich des Ruhrgebietes, die Lippe. Hier war auch der Fundus etwas größer, und Hobbyforscher Willi Roßburg wandte sich zunächst dem originalgetreuen, maßstabgerechten Nachbau der sogenannten „Dorstener Aake“ zu, deren Namen sich von der damals berühmten Werftstadt Dorsten ableitete.

Planke um Planke, genau wie bei den Vorbildern, wurden beim Bau des Rumpfes aneinandergesetzt, und auch bei den Aufbauten und beim Schiffszubehör hält es Willi Roßburg mit der Detailtreue. In seinem zur kleinen Werkstatt umgebauten Keller schmiedet er sogar von Hand die Anker — alles um eine möglichst naturgetreue Nachbildung zu erzielen.

Bild links: die von Willi Roßburg gebaute „Dorstener Aake“. Von uns in den passenden Rahmen gestellt.





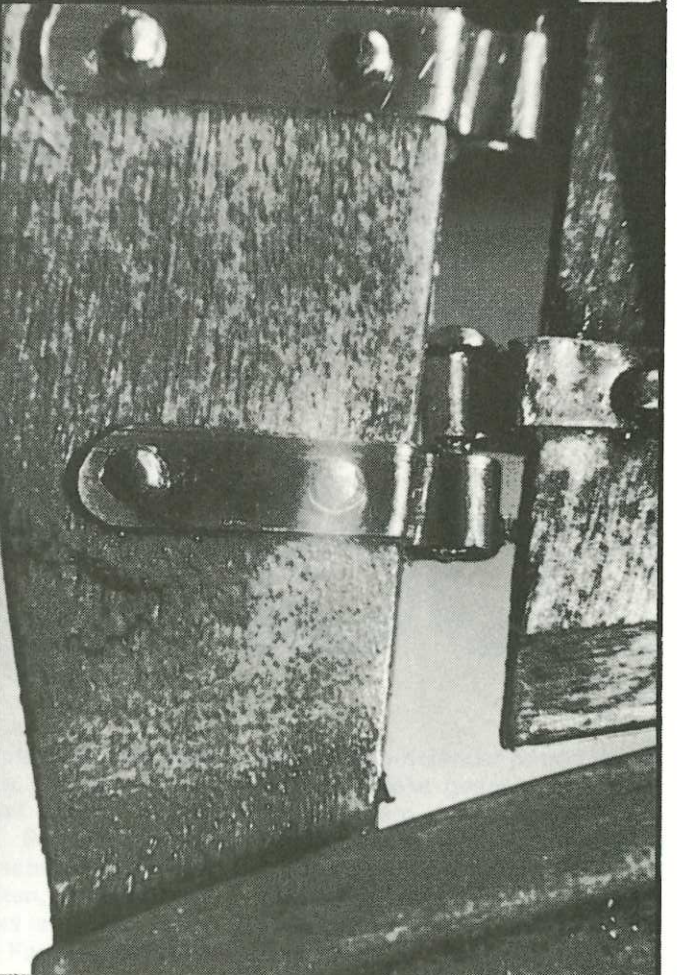
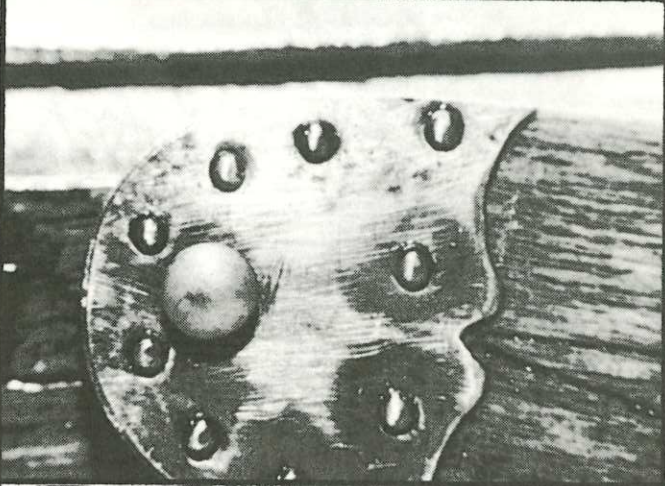
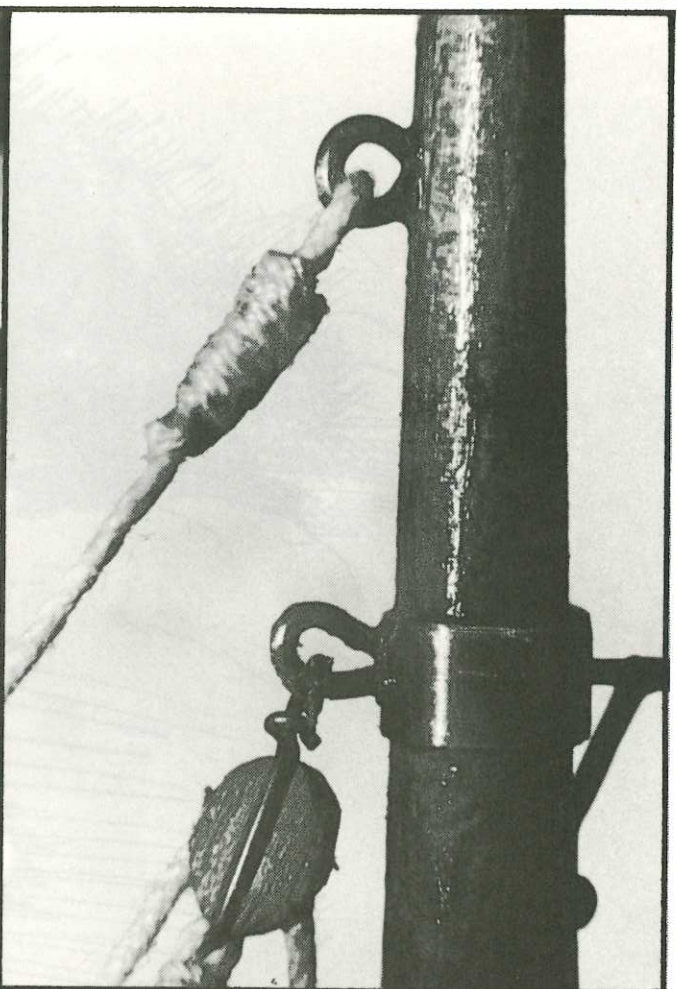
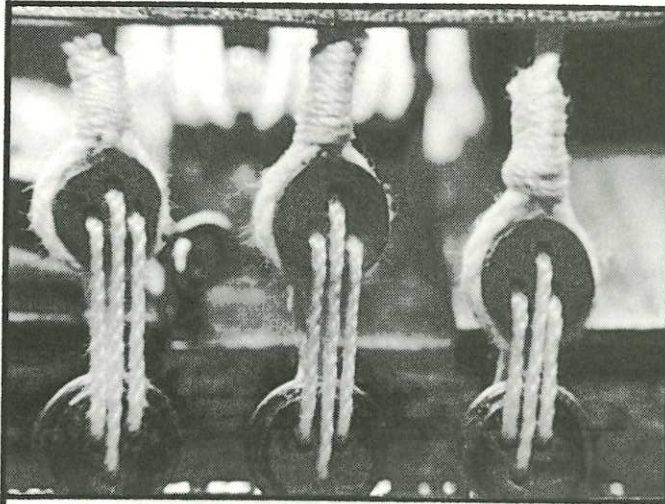
Auch das im Handel erhältliche Werkzeug entspricht durchaus nicht immer seinen besonderen Ansprüchen, und so betätigt er sich konsequenterweise obendrein als „Werkzeugmacher“. Der Aufwand lohnt sich jedoch, wie es die Abbildungen, vor allem auch die Detailaufnahmen zeigen. Das Modell der „Dorstener Aake“ kann auch bei kritischer Betrachtung überzeugen. Selbst die bei Hobbybastlern meist kritischste Instanz, die eigene Ehefrau, hat dem Modell einen angemessenen Platz im Roßburg'schen Wohnzimmerschrank eingeräumt.

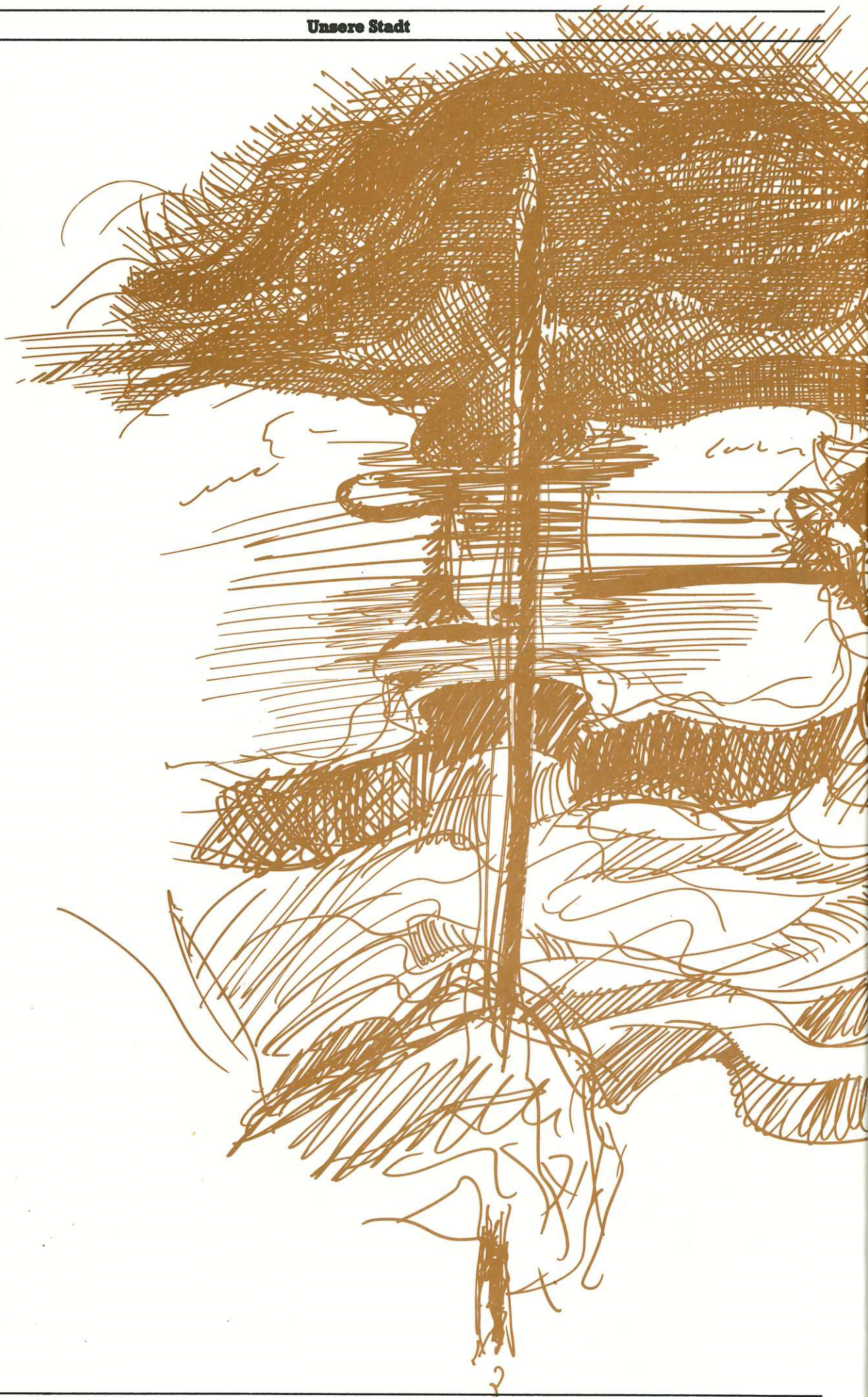
Bei all der überzeugenden handwerklichen Arbeit darf jedoch nicht die andere Seite dieses überaus interessanten Hobbys vergessen werden — die historische Entwicklung der Schifffahrt auf Lippe und Ruhr. Aus alten Akten und Unterlagen trägt Willi Roßburg jedes ihm wichtige Detail zusammen. Sogar ein kompletter Satz Meßtischblätter mit dem gesamten Verlauf der Lippe befindet sich in seinem Besitz. Furten, an denen früher die Pferdefuhrwerke übersetzten, sind darin ebenso eingezeichnet, wie sämtliche Schleusen, die im Oberlauf der Lippe eine Schifffahrt überhaupt erst ermöglichten. Sein neuester Fund: handschriftliche Aufzeichnungen des königlich preußischen Wasserbaumeisters Ludwig Heinz mit genauen Maßangaben und Beschreibungen der Ruhraake.

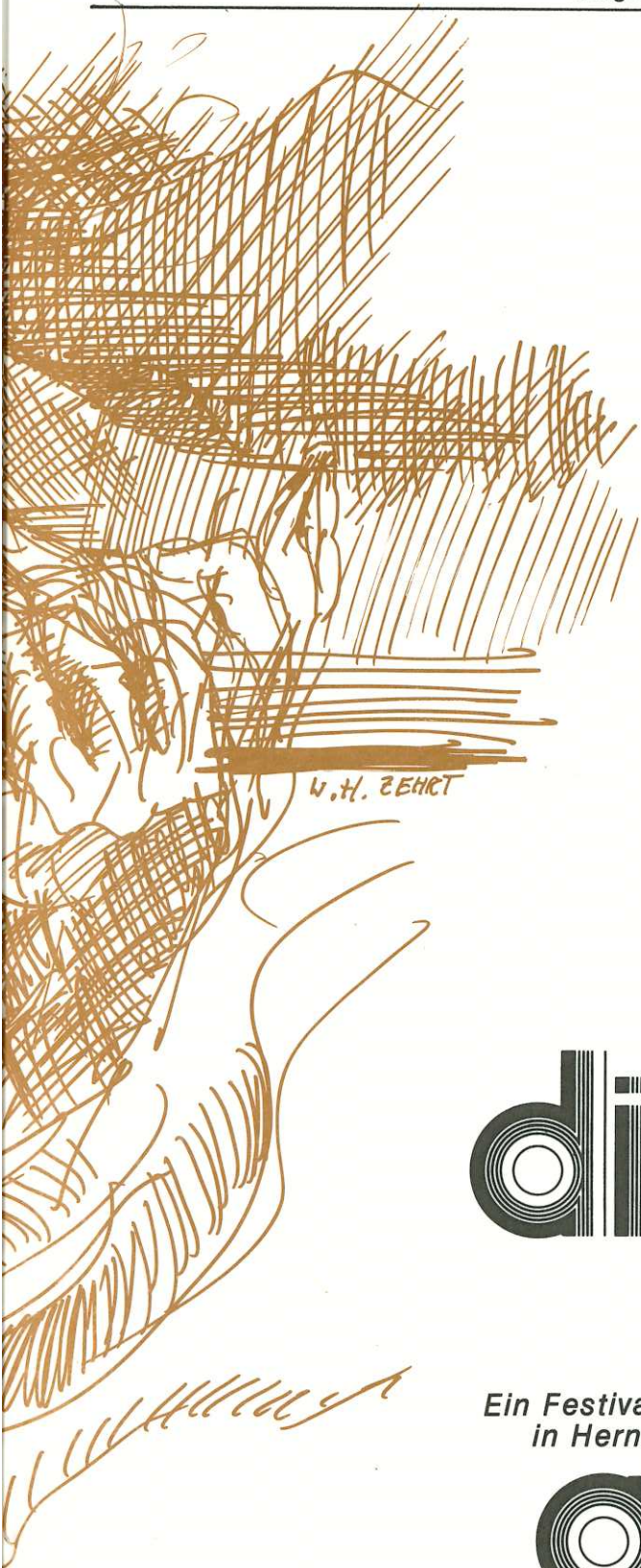
Den Schiffsrumpf hat Willi Roßburg nach diesen, auf den Zentimeter genauen Daten bereits in Arbeit (Bild) — auf das fertige Modell wird man allerdings noch etwas warten müssen. Willi Roßburg gehört nämlich beiliebe nicht zu den Leuten, die nur ihr Hobby kennen und ihm jede freie Minute opfern. Eine sympathische, wenn auch nicht ganz freiwillige Einstellung, denn seine Arbeit im Rat der Stadt Herne, als Betriebsratsvorsitzender und Mitglied der großen ÖTV-Tarifkommission läßt ihm gegenwärtig kaum noch Zeit für sein Hobby — und das Rentenalter ist ja auch noch in weiter Ferne.

Bilder oben: Willi Roßburg in seiner „Schiffsbau-Werft“

Rechte Seite: Details der „Dorstener Aake“ (6-fach vergrößert). Hier wird die Präzisionsarbeit des Bastlers deutlich gemacht.







die viola da gamba

Ein Festival
in Herne

Das Instrumentenfestival in Herne ist noch nicht fünf Jahre alt, und trotzdem gehört es inzwischen, wie eine liebgewordene alte Übung, zum Bestand der früheren bis klassischen Musikszene in Westdeutschland. Mitten im Ruhrgebiet

hat sich ein kulturelles Angebot etablieren können, das gerade dort niemand erwartet hatte. Musik-Enthusiasten, Solisten und Instrumenten-Aussteller, die früher nicht einmal wußten, wo im Ruhrgebiet Herne plaziert ist, haben heute die Stadt und ihr Festival fest in ih-

rem Termin-Kalender notiert. Damit ist eine Lücke geschlossen. Denn keine andere deutsche Stadt widmet jeweils einem einzigen Instrument eine vergleichbare Repräsentation mit Ausstellung, Konzertreihe und Kontakten zu den Instrumentenbauern.



Das fünfte Herne-Festival für Instrumente der frühen und klassischen Musik verspricht einen ähnlichen Erfolg wie die Flötenausstellung im letzten Jahr. Es beginnt am 4. Dezember wieder im Kulturzentrum der Stadt Herne und steht diesmal unter dem Thema „Die Viola da Gamba“, womit nicht nur die Gamba gemeint ist, sondern alle gestrichenen und gezupften Saiteninstrumente der Renaissance und des Barock.

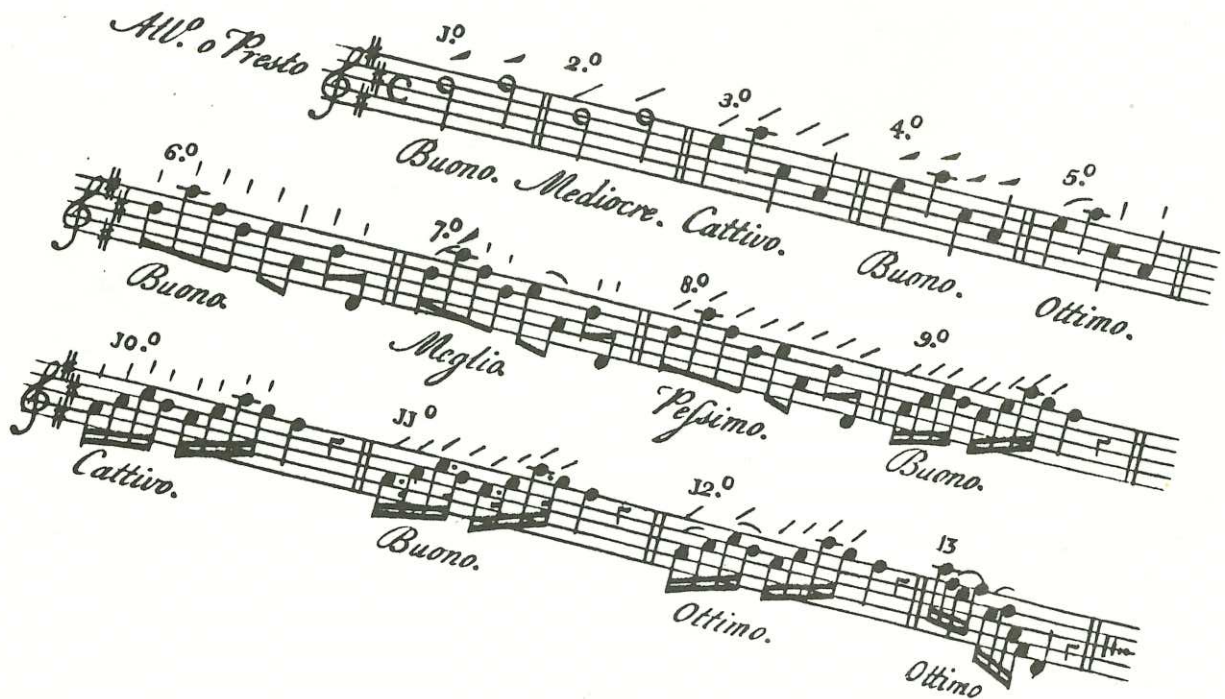
Für die historische und musikalische Diskussion wurde Professor August Wenzinger engagiert, für die Konzertreihe haben unter anderem die Schola Cantorum Basiliensis und die Basler Madrigalisten, die King's Musick, die Musica Antiqua of Cologne unter Chordirektor Gottfried Wolters (für ein offenes Singen) zugesagt. Und, natürlich werden wieder historische und neue Instrumente in großer und informativer Auswahl zu sehen sein; denn das ist letztlich das Charakteristikum des Herne-Festivals - seine Kombination von Ausstellung, Konzert und Fachdiskussion.

Für die Präsentation neuer Instrumente haben inzwischen mehr als 20 Werkstätten aus dem In- und Ausland zugesagt. Sie werden Radeliern, Gamben, Lauten, Fiedeln, Gitarren, Theorben und vieles andere zeigen. Die historische Schau steuert diesmal das belgische Instrumentenmuseum in Brüssel bei. Es beteiligt sich mit seiner kompletten Sonderausstellung „Europäische Streichinstrumente“. Da für diesen Programmteil das Foyer im Kulturzentrum nicht ausreicht, wird der Brüsseler Beitrag im nahegelegenen Herner Renaissance-Schloß Strünkedede gezeigt.

Über die Konzertprogramme hatte der WDR bei Redaktionsschluß noch nicht abschließend entschieden. Sie können aber ohne weiteres, wie alles sonst noch Wissenswerte, beim Kulturamt der Stadt Herne (Berliner Platz 11) unter Rufnummer 02323/595-2839 nachgefragt werden.



Instrumente, wie sie hier Saracenis heilige Cäcilie spielt, werden in Herne beim Gamben-Festival zu sehen sein.

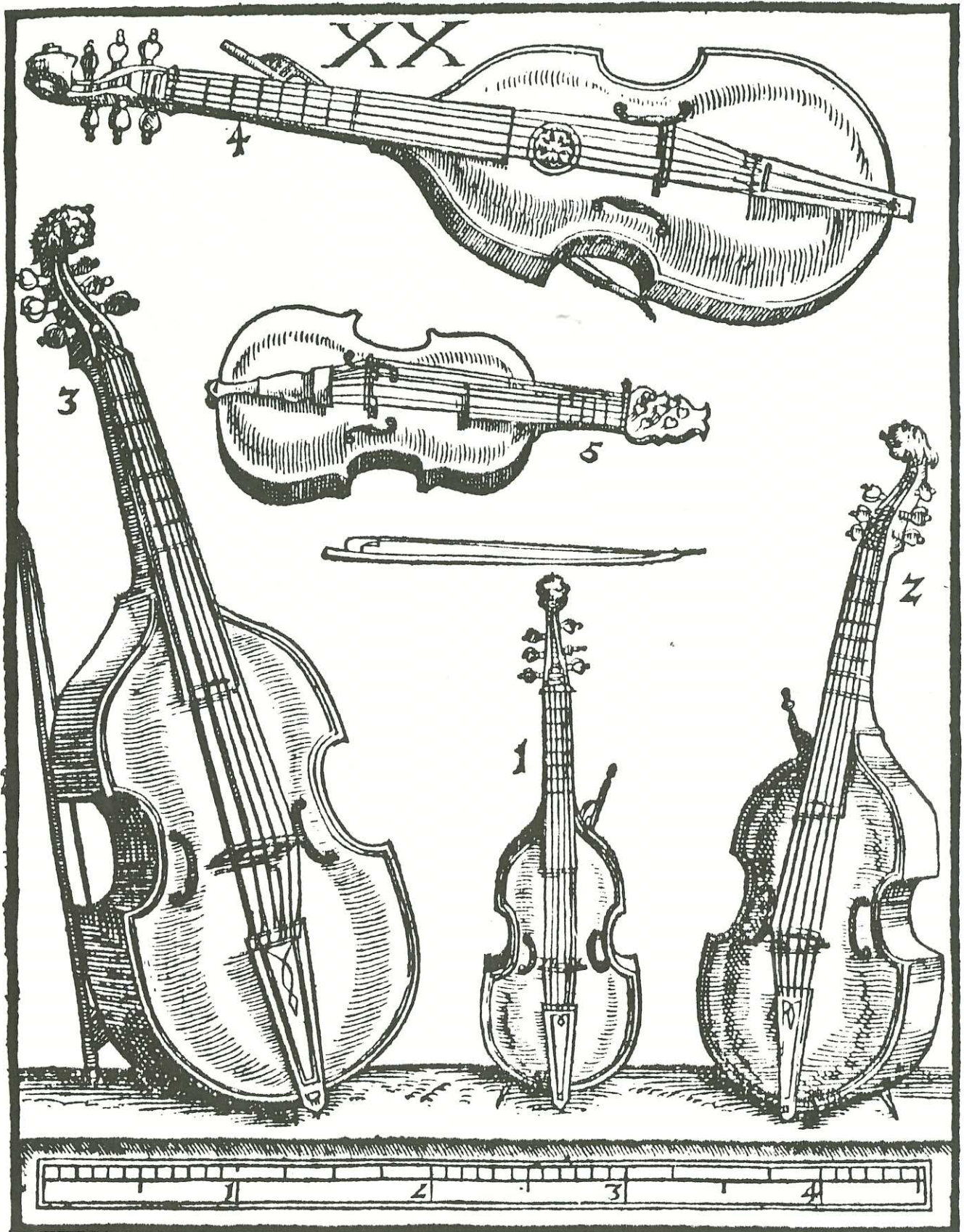


Gleichwohl war in Herne die Begeisterung nicht sonderlich groß, als 1976 der Leiter der kommunalen Kulturverwaltung, Joachim Hengelhaupt, das erste Festival proklamierte und auch zustandebrachte. Es gab andere Angelegenheiten, die wichtiger schienen. Was soll eine Stadt von Industriearbeitern, Fußball-Fans und Taubenzüchtern mit Hausorgeln oder Cembali zu tun haben? Befriedigt ein Liebhaber seine privaten Interessen ohne Rücksicht auf die aktuellen Bedürfnisse in seinem Amtsbereich? Diese und ähnliche Fragen bestimmten in den ersten zwei bis drei Jahren die Diskussionen am Ort.

Solche Fragen sind spätestens seit dem Flöten-Festival des letzten Jahres nicht mehr zu hören. Im Gegenteil, viele Einheimische protestierten, daß zu viele Eintrittskarten an auswärtige und ausländische Besucher abgegeben wurden. Und der Westdeutsche Rundfunk (WDR) hat in diesem Jahr angeboten, den kompletten Konzertteil zu finanzieren, wenn die Stadt nur weitermacht. Wenn sie den Ausstellungs-part organisiert, propagiert und fortführt. So ist das Festival gerettet und seine Wirkung garantiert.

Diesen raschen Erfolg verdankt die Veranstaltung vor allem ihrem letzten Thema, der Flöte. In der Zeit vom 6. bis 9. Dezember 1979 zeigten 38 Aussteller aus Israel, der Schweiz, Dänemark, den Niederlanden, England, USA, Frankreich, Neu-Seeland, Japan, Österreich und der Bundesrepublik ihr Angebot an neuen Instrumenten. Und aus dem angesehenen Instrumenten-Museum der Nachbarstadt Bochum war eine repräsentative Sammlung historischer Instrumente zu sehen.

Bedeutend ist aber für diese Veranstaltung wie für den ganzen Festival-Zyklus die Kombination von Ausstellungen und themenorientierten Konzerten. So konnte die Stadt Herne den bekanntesten unter den zeitgenössischen Flötenvirtuosen, den Niederländer Frans Brüggen, präsentieren. Aber auch alle anderen Solisten und Esembles hatten internationales Format: das Wiener Blockflöten-Ensemble, das Linde-Consort mit Hans-Martin Linde, das Kölner Vocal-Consort und das Kammerorchester „Deutsche Barocksolisten“. Für die theoretische Einführung ins Festival sorgte der führende deutsche Musikhistoriker Prof. Ferdinand Conrad.



1. 2. 3. Violn de Gamba. 4. Viol Bastarda. 5. Italianische Lyra de braccio.

nur ein bißchen Mut...

Eva-Maria S., heute 23 Jahre alt, seit sieben Jahren verheiratet und Mutter eines Kindes, hatte zunächst keinerlei Schulabschluß - aber den Ehrgeiz, auf eigenen Füßen stehen zu lernen. Zwei Jahre nach der Eheschließung schafft sie in Rheine an der VHS den nachträglichen Hauptschulabschluß, und weil schon das so gut klappt, meldet sie sich gleich anschließend zum Telekolleg I an.

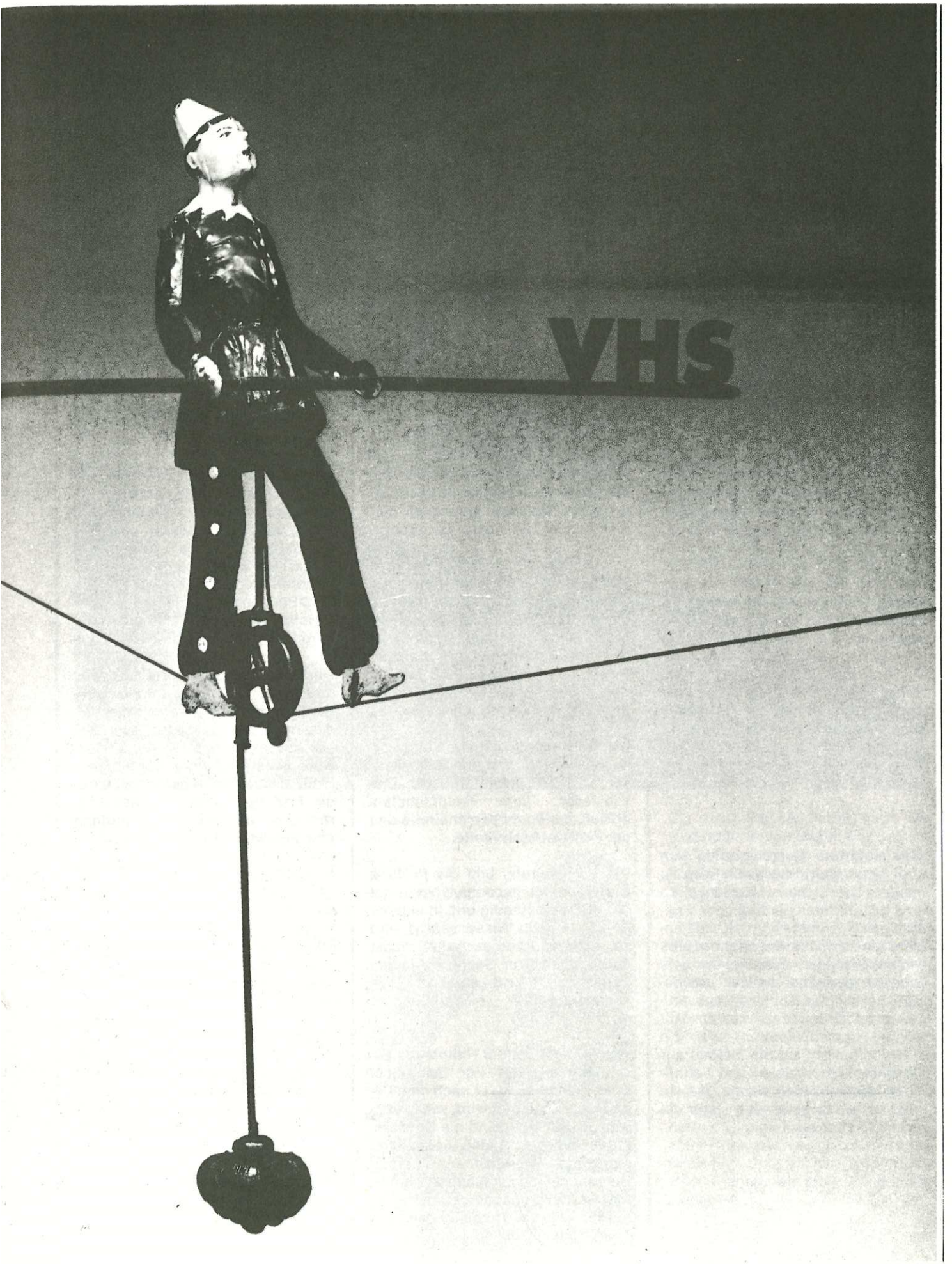
Unterdessen zieht Eva-Maria S. nach Recklinghausen um, setzt im benachbarten Herne ihr Telekolleg fort und - schafft im Spätherbst 1978 auf diese Weise die Fachschulreife unter Einschluß der Fachoberschulreife. Ihr Notendurchschnitt: 2,1! Nach Rückfrage bei der VHS in Herne interessiert sich daraufhin auch ihr Arbeitgeber, die Post, für die junge Frau! Sie bietet ihr eine dem mittleren Abschluß entsprechende Laufbahn an. Und so macht ein allzu früh verheiratetes Mädchen, dem nicht einmal die Eltern gute Aussichten prophezeit hatten, seinen Weg. Nach dem aufmunternden Motto des Landesarbeitsministers: „Eine Frau ohne Beruf macht ihr Leben lang Männchen!“

Manfred M., verheiratet, zwei Kinder, jetzt 46 Jahre alt, bummelt beim Tag der offenen Tür durchs eben eröffnete Herne Kulturzentrum und gerät bei dieser Gelegenheit auch in die Räume der Volkshochschule. Er trifft dort einen der (nicht zufällig) anwesenden VHS-Pädagogen und läßt sich, eher aus Höflichkeit, etwas übers Telekolleg erzählen.

Zuhause geht ihm durch den Kopf, was er da gehört hat. Es läßt ihm keine Ruhe. Soll er noch einmal zu lernen anfangen? Mit 40? Er fängt noch einmal an. Die Gruppe hilft ihm und er der Gruppe. Vereint und solidarisch schaffen sie's. Auch Manfred M. Mit dem drittbesten Notendurchschnitt erreicht er die Fachoberschulreife.

Inzwischen hat er sich an der Fernuniversität Hagen einschreiben lassen, weil er dort einen der Dozenten kennt - seinen ehemaligen Englisch-Lehrer der VHS fürs Telekolleg I. Im Betrieb, wo er seit 20 Jahren mit einer nichtanerkannten Techniker Ausbildung in der Konstruktion arbeitet, haben ihm seine Abschlüsse bislang, finanziell jedenfalls, nicht genutzt. „Aber ich fühle mich“, sagt Manfred M., „sicherer als je zuvor in meinem Leben. Ich kann mitreden, habe neue Interessen und, vor allem, ich habe keinerlei Angst mehr um einen Arbeitsplatz!“

VHS



*Bild rechts und unten rechts:
Intensive Arbeit in kleinen Gruppen
bringt Erfolg*

Vera L., Wanne-Eickelerin, jetzt 29 Jahre alt, Volksschülerin, Drogistin, hatte im erlernten Beruf nur neun Monate gearbeitet und war dann ins Büro gegangen. Eines Tages während ihrer Bürojahre meint Vera L., das brauche nicht schon alles zu sein. Sie geht zur VHS in Wanne, läßt sich beraten, nimmt am Telekolleg I teil, schließt mit einem Notendurchschnitt von 2,2 ab und erreicht so die Fachoberschulreife. Inzwischen hat sie auch die Fachoberschul-Klasse 12 (Wirtschaft) in Teilzeitform absolviert (zwei Jahre lang an zwei Abenden und samstags vormittags) und so die Fachhochschulreife erworben. Jetzt will sie mit dem Studium der Sozialpädagogik beginnen.

*

Das sind die Kurzbiografien von drei Mitbürgern, die einen Weg zu neuen beruflichen Möglichkeiten und zu größerer persönlicher Freiheit gefunden haben. Auch viele andere sind auf das Angebot unseres vielgestaltigen Bildungssystems eingegangen. Aber die Mehrzahl derer, die in ihrer Schulzeit aus tausenderlei Gründen zu keinem Abschluß kamen, greifen auch im nachhinein nicht zu. Sie bleiben auf beschränkten sozialen und beruflichen Möglichkeiten sitzen, und sie sind als erste gefährdet, wenn die Arbeitsplätze wackeln.

Das ist, siehe oben, nicht nötig. Die Volkshochschule (und nicht nur sie) helfen mit gehörigem Aufwand, den Weg zurück auf die Schulbank zu erleichtern. Natürlich wird auch dort niemandem ein Abschluß nachgeworfen; lernen muß noch jeder selbst. Nur, die Hilfen, ja Nachhilfen, aber auch die technischen und pädagogischen Mittel sind darauf eingerichtet, daß es der ältere und berufstätige oder familiär gebundene Spätschüler schwerer hat als der Normalpennäler. Man muß nur ein wenig Mut haben und die Gewißheit: Was andere bringen, ...

Die Volkshochschule der Stadt Herne hilft in (vorwiegend Abendkursen) bei drei nachträglichen Abschlüssen: dem Hauptschulabschluß, der Fachoberschulreife und der Fachhochschulreife.

Die Vorbereitung und die Prüfung zum Hauptschulabschluß bestreitet die VHS selbständig und in eigener Regie. Je nach Wissensstand wird ein Lehrgang vorgeschaltet, sonst geht's gleich zur Sache. In jedem Falle sind die VHS-Lehrer am Ende auch die Prüfer - ein erheblicher Vorteil.

Wozu überhaupt der Hauptschulabschluß nötig ist? Für fast alles. Denn selbst da, wo er nach dem Papier nicht gefordert wird, wie in einigen Lehrberufen, sind die Chancen ohne ihn schlecht (daß die meisten jüngeren Arbeitslosen keinen Hauptschulabschluß haben, spricht für sich). Und unabdingbar nötig ist er für alle weitergehenden Bildungsgänge.

Wie lange braucht man, um den Hauptschulabschluß nachträglich in VHS-Abendkursen zu erreichen? Wer noch viel aus der Schulzeit im Kopfe hat, wird leicht in einem Jahr fertig; wer viel vergessen oder versäumt hat, braucht ein halbes Jahr länger. Um mehr und genaueres zu erfahren, genügt ein Anruf bei den VHS-Pädagogen Raimund Kreter (Telefon Herne 595-3239) oder Gerhard Riedl (Telefon Herne 595-2810).

Die Fachoberschulreife ist das, was man früher die mittlere Reife nannte; um's salopp zu sagen: die Versetzung in die 11. Klasse. Auch dieser Abschluß kann bei der VHS in Abendkursen erreicht werden. Wie beim Hauptschulabschluß findet die Prüfung bei den eigenen Lehrern statt; die kennen den Prüfling und wissen, was er kann.



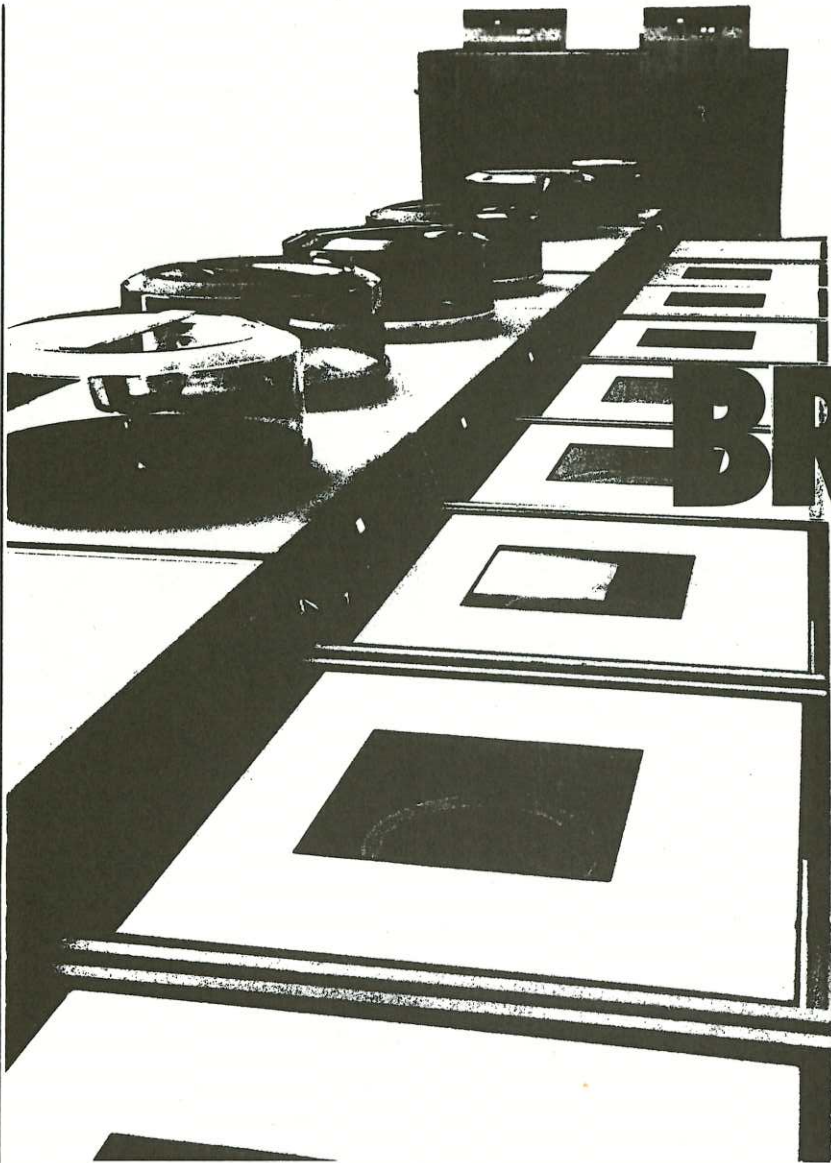
Wichtig ist die Fachoberschulreife zunächst für jeden, der auf dem zweiten Bildungsweg die Fachhochschule oder die Universität anpeilt. Aber auch eine Reihe von Berufsbildungsgängen setzen die Fachoberschulreife voraus. Fast alle sozialen Berufe zum Beispiel gehen über die Fachoberschule. Und auch die großen Handels- und Versicherungsunternehmen, die Banken und Verwaltungen halten den Auszubildenden mit Fachoberschule die Plätze frei. Nicht zuletzt ist die Fachoberschulreife der halbe Weg zum Abitur, denn mit diesem Abschluß kann man gleich ins fünfte von acht bis neun Semestern am Abendgymnasium einsteigen. Die VHS sagt jedem Interessenten mehr dazu. Anruf genügt, die Herrn Kreter (Telefon 595-3239) und Riedl (Telefon 595-2810) stehen gern zur Verfügung.



Zur Fachhochschulreife kann die VHS nicht allein verhelfen. Das tut sie gemeinsam mit dem Telekolleg II, im Herbst beginnt der erste Kurs. Wer diesen, schon etwas schwierigen Weg geht und schafft, der kann einen der graduierten Berufe ansteuern, die auf den Fachhochschulen und Gesamthochschulen vermittelt werden (Ingenieur, Sozialpädagoge, Grafik-Designer etc.). Auch hier steht die VHS jederzeit mit gutem Rat zur Verfügung.

Die Hauptsache in allen Fällen: es kostet nichts, sich zu informieren, denn oft kommt der Appetit ja erst, wenn man ein wenig mehr Durchblick hat. Und: es gibt keine dummen Fragen, es gibt nur dumme Antworten.

gu



BIG BROTHER ?

Der städtische Computer sieht alles, hört alles, aber sagt jedem lange nicht alles

Können Sie sich das vorstellen: daß eine Maschine in einer einzigen Sekunde 3,7 Millionen Additionen ausführt? Daß man in Milliardstel-Sekunden rechnen muß, um das Arbeitstempo dieses Gerätes beschreiben zu können? Unvorstellbar, aber Tatsache. Und belegbar. Die Stadt Herne hat nämlich eine solche Maschine; gemeinsam mit der Nachbarstadt Bochum und den dortigen Stadtwerken. Vor wenigen Wochen erst wurde sie, eine IBM 3033-N, eingeweiht und in Betrieb genommen. Seitdem tut sie ohne Mucken und Macken ihre Arbeit - dreizehnmal schneller als die Vorgängerin und so schnell, daß die 73 Mitarbeiter der gemeinsamen kommunalen Datenverarbeitungszentrale Ruhr (GKD) jetzt wieder ihren geregelten Schlaf finden. Denn bislang mußten sie in drei Schichten arbeiten, seit Ankunft ihres neuen „technischen Kollegen“ tun es zwei.

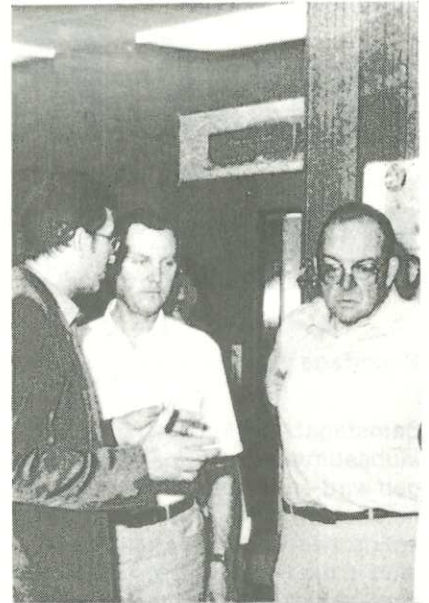
IBM 3033-N verarbeitet Magnetplatten und Magnetbänder, je nach Art der Informationen, um die es geht. Für rasch verfügbare Daten, etwa zu Bildschirmauskünften ans Einwohnermeldeamt, werden Magnetplatten bevorzugt; Magnetbänder sind gut archivierbar und kommen deshalb für Verfahren zum Zuge, die man in größeren, regelmäßigen Abständen braucht. Die Anlage kann aber auch alles auf einmal und zur selben Zeit verdauen. Vorläufig schafft sie's, 15 Programme auf einmal abzuwickeln, zu speichern oder zu berechnen. Bald werden es 20 sein.

Was das bedeutet, mag folgende gedankliche Spielerei demonstrieren: eine einzige Magnetplatte enthält 200, 315 oder 635 Millionen Zeichen; also hätte der Inhalt des Rechtschreib-Dudens auf der kleinsten Platte bequem 45mal Platz.

Und wie gesagt, 15 bis 20 solcher Platten kann die Maschine gleichzeitig bearbeiten. Auf ein Magnetband zum Beispiel passen weit mehr als eine Million Druckzeilen. Einzeilig ausgedruckt wären das rund zehn Kartons voll von Tabellier-Papier. Von einem einzigen Magnetband!

Natürlich dauert das Drucken unendlich viel länger als das „Denken“. Trotz enorm erhöhter Druckgeschwindigkeit von jetzt 26 Zeilen pro Sekunde braucht die GKD-Anlage noch immer 13 Stunden, um ein vollgespeichertes Band schwarz auf weiß lesbar zu machen. Andererseits übertrifft die Maschine damit um ein Vielfaches die schnellste Stenotypistin. Um abzuschreiben, was der Computer in einer Minute zu Papier bringt, würde sie sechs Stunden brauchen.

Die Oberstadtdirektoren von Herne und Bochum, Dr. Karl Raddatz (Mitte) und Herbert Jahofer (rechts), bei der Einweihung des neuen Computers.



Die unglaublichen Leistungssteigerungen, wie sie im neuen Herne-Bochumer Elektronik-Monstrum ahnungsweise erkennbar sind, lassen kaum Vergleiche zu. Versuchen wir's trotzdem: würde etwa das Verkehrswesen so flott vorangekommen sein wie die Datenverarbeitung, dann dürfte eine Reise von Herne nach New York nur noch rund drei Sekunden dauern.

Deshalb ist es keineswegs pure Spielerei, wenn die Elektroniker nicht mehr in Sekunden oder gar Minuten rechnen sondern in Milliardstel Sekunden, sogenannten Nanosekunden. Wie soll man sich nun wieder eine derart unfaßbare Zeiteinheit vorstellen? Vielleicht so: ein Lichtstrahl legt im Vakuum in einer Nanosekunde 30 Zentimeter zurück, elektronische Signale in Computern sind immerhin halb so schnell wie ein Lichtstrahl - da kommt schon was zusammen in einer Milliarde Nanosekunden, einer Sekunde also.

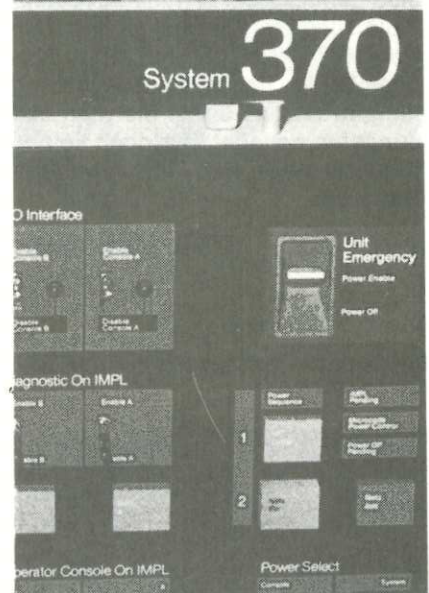
Konsequenterweise ist der frisch installierte Rechner der GKD (in der Bochumer Stühmeyerstraße) nicht gerade billig. Er kostet allein an Leihgebühren (samt Wartung und Kapitaldienst für die gekauften Zusatzgeräte) rund 200.000 Mark. Monatlich. Und dann die Personalkosten für insgesamt 73 Mitarbeiter.

Da erhebt sich natürlich die Frage, ob ein derartiger technischer und finanzieller Aufwand überhaupt nötig ist. Wozu Millionen Additionen pro Sekunde, wozu Druckgeschwindigkeiten wie auf Rotationsmaschinen? Und das noch immer im Zweischichten-Betrieb? Wozu ein Computer, der so viel aufnimmt und ausspuckt, daß ein kleinerer Computer seine Steuerung und Überwachung übernehmen muß? Wozu ein Ungeheuer, dessen Elektronik-Bauteile Wasserkühlung brauchen, um nicht auszuflippen?

Wer sich auszumalen versucht, was die beiden Städte Bochum und Herne und die Bochumer Stadtwerke von der Maschine verlangen, der wird ihre Kapazität nicht für übertrieben halten. Schließlich werden hier die Namen, Adressen, Geburtstage von mehr als einer halben Millionen Einwohner festgehalten, aktualisiert und auf Wunsch in Sekundenschnelle über Sichtgeräte ausgestrahlt. Für weit über 10.000 Bedienstete errechnet die GKD die Gehälter, Lohnsteuern, Zuschläge, Feriengelder, Sparszulagen, Sozialbeiträge, Krankenkassenbeiträge und dergleichen.

Alle Grundbesitzabgaben wie Grundsteuer, Straßenreinigungs-, Entwässerungs- oder Abfallbeseitigungs-Gebühren, die verschiedenen Gewerbesteuerarten und die Hundesteuer - der GKD-Computer errechnet und kontrolliert sie. Er wertet die statistischen Daten der beiden Städte aus; er kennt alle Grundstücke, ordnet und prüft die Angebotsausschreibungen der kommunalen Bauämter, er berechnet die Kriegspopferfürsorge und jeden Fall von Sozialhilfe, hilft den Stadtkämmerern bei der Etatplanung, merkt sich jede Einzahlung und Auszahlung bei der Stadtkasse, rechnet bei jeder Wahl das Wahlergebnis aus.

Und das ist nur der kleinste Teil dessen, was die drei Gesellschafter der GKD ihrem maschinellen Hirn aufhalsen. Würden sie dieselbe Arbeit von Menschen verlangen - die Stadtverwaltungen wären unbezahlbar. Trotzdem hatte Bundeskanzler Schmidt gewiß Recht, als er die Unlesbarkeit der Computer-Ausdrucke mit der Bemerkung kritisierte, er selbst könne seine Stromrechnung nicht mehr durchschauen. Automaten, die so erstaunlich viele Fähigkeiten besitzen, sollten eigentlich auch lernen können, sich verständlich auszudrücken. Die Leute von der GKD betuern, man wäre schon auf dem besten Weg.



Bliebe die Frage nach dem Datenschutz. Schließlich könnte der GKD-Computer, wenn man ihn ließe, über manchen Bürger unserer Stadt einen halben Roman erzählen. Aber da sind einige Riegel vorgeschoben. So darf jedes städtische Amt nur die Daten seines eigenen Amtsbereiches abrufen; andere Daten würde ihm die GKD ohnedies verwehren. Bei der GKD selbst gibt es das sogenannte Closed-Shop-Verfahren. Danach dürfen die Programmierer nicht ins eigentliche Rechenzentrum, und die Leute aus dem Rechenzentrum haben keinen Zutritt zum hermetisch abgeschotteten Bandarchiv. Und darüber, daß die Shops auch wirklich gegeneinander verschlossen bleiben, sorgen zudem die Datenschützer aller Mitbesitzer an der IBM 3033-N.

Manfred Gutzmer

mal Prügelknabe - mal Urlaub-Retter

Reportage über die Arbeit des Einwohnermeldeamtes

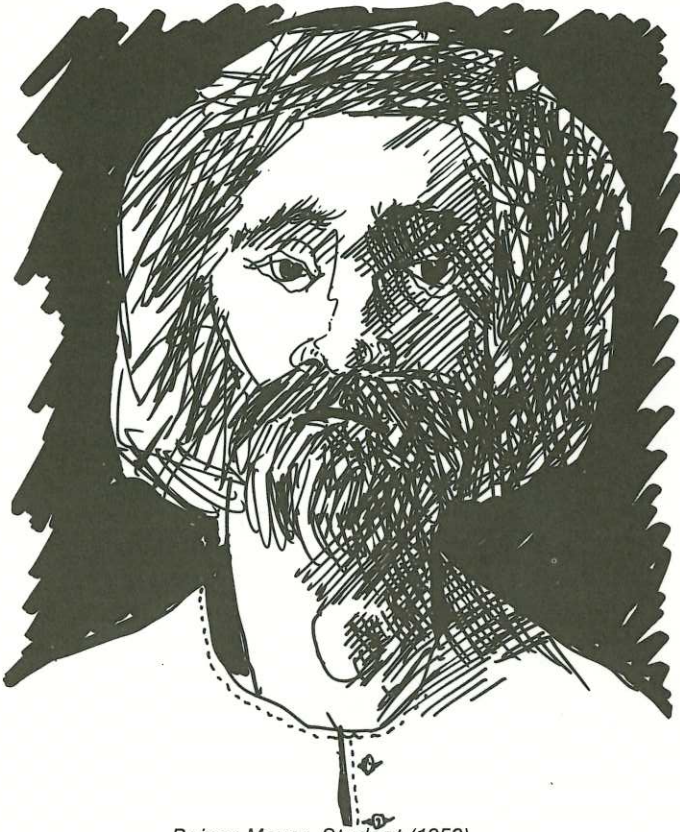
Samstagabend. Manfred S. ist in Urlaubsstimmung. Am nächsten Morgen wird er mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen, der Jüngste ist knapp zwei Jahre alt, ins nahe Ausland in die Ferien fahren. Die Koffer sind gepackt, die Zeitung abbestellt - plötzlich geht's ihm „durch den Kopf“: der Paß. Zwar hatte das Ehepaar S. die Personalausweise verlängern lassen, dabei nicht an den Jüngsten gedacht, der noch keinen Kinderausweis hat. Jetzt war guter Rat teuer.

„Fälle dieser Art haben wir immer wieder“, so Wolfgang Mlekus, der Leiter des städtischen Einwohnermeldeamtes. Familien wollen am Wochenende verreisen oder werden durch ein Telegramm ins Ausland gerufen, weil ein naher Verwandter plötzlich schwer erkrankt ist, und der gültige Paß fehlt. Erste Anlaufstelle ist dann meistens die Polizei, die sie dann an uns, die Mitarbeiter des Einwohnermeldeamtes, verweist. So kommt es nicht selten vor, daß wir in begründeten Fällen vom Stammtisch oder der Doppelkopfrunde weggeholt werden und den Leuten noch nachts im Einwohnermeldeamt zu den benötigten Unterlagen und Stempelaufdrucken verhelfen.“

Erst kürzlich stand nach Feierabend ein Lehrerehepaar vor der Tür, das mit seinen beiden Kindern auf dem Landweg in die DDR fahren wollte. Schon Wochen vorher hatten die Eltern darauf hingewiesen, daß die Kinder ihre Personalausweise verlängern lassen müßten, was sie dann auch taten. Alles schien in bester Ordnung - bis das Ehepaar vor Reiseantritt einen Blick in die eigenen Pässe warf. Und die waren abgelaufen.

Der Computer hat hier schon lange Einzug gehalten.





Rainer Meyer, Student (1959)



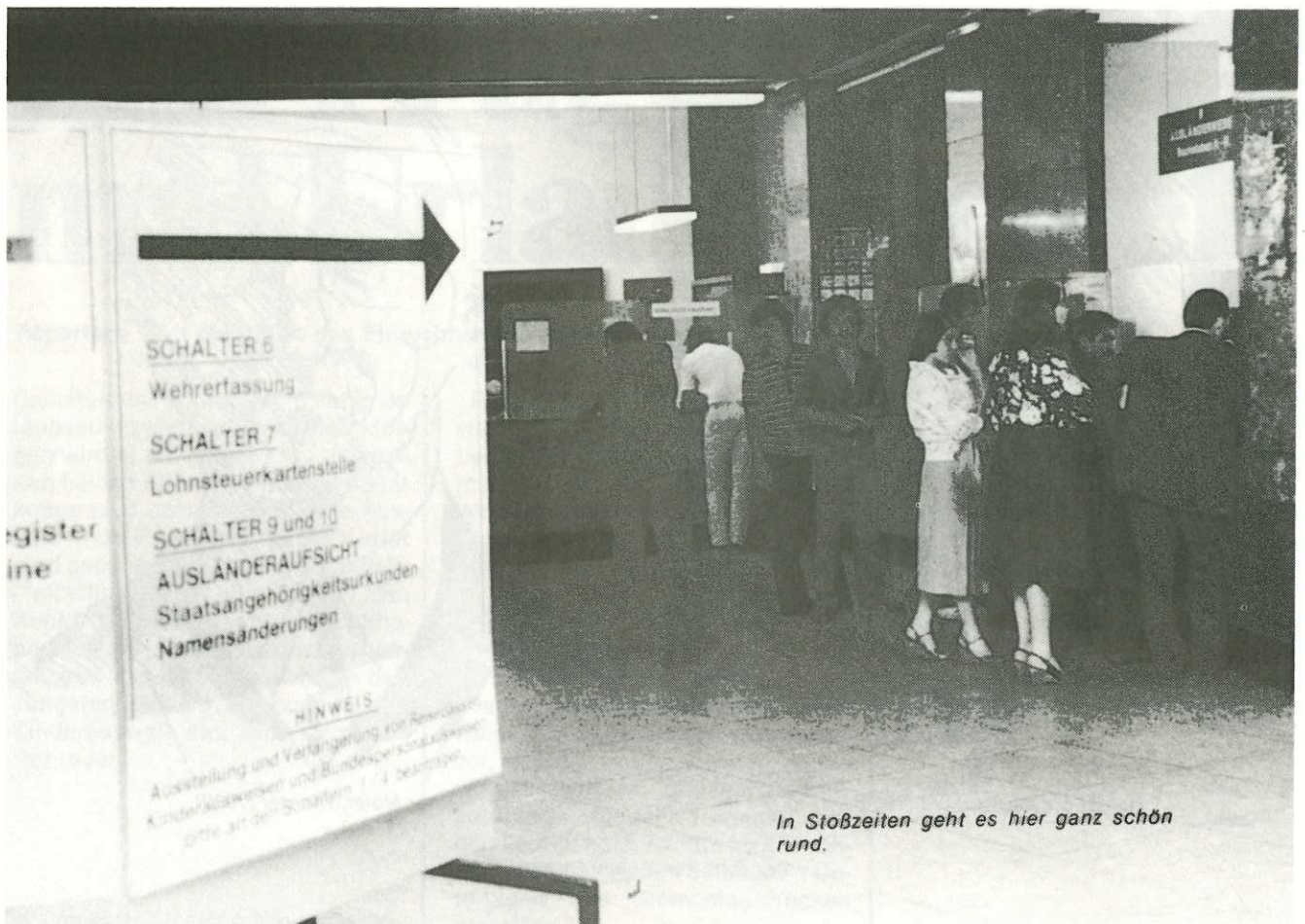
Dr. Rainer Meier, Richter (1980)

Der Bart kann sich ändern,

Doch die Arbeit des Einwohnermeldeamtes ist nicht allein auf das Paßwesen beschränkt, obwohl zu „Stoßzeiten“, speziell während der Reisesaison von Mai bis August, täglich um die 150 Ausweispapiere bearbeitet werden. Bei diesem Arbeitsablauf müssen die Bürger gelegentlich auch Wartezeiten in Kauf nehmen - was vielen mißfällt und darum verleitet, ihren Unbill an den Mitarbeitern auszulassen. Kam da doch kürzlich ein „Kunde“, der absolut nicht einsehen wollte, daß nicht er den Paß für seine Ehefrau verlängern lassen kann. Entrüstet verlangte er, zum „Chef“ (Wolfgang Mlekus) geführt zu werden, denn: „Sie ist doch schließlich meine Frau“! Es half nichts, die Frau mußte selbst kommen, der Identität wegen.

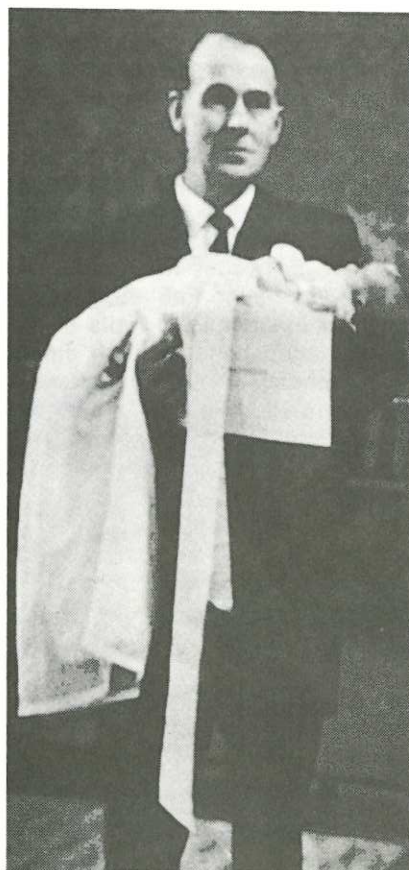
Mlekus: „Besonders bei Reisen in die Ostblockstaaten ist es wichtig, daß das Paßbild und das jetzige Aussehen eine Person ähnlich sind. Da ein Personalausweis mit zweimaliger Verlängerung bis zu 15 Jahre benutzt werden kann, kommt es nicht selten vor, daß ein bärtiger Mann nur noch wenig Ähnlichkeit mit dem „Jünglingsfoto“ in seinem Paß hat. Entweder wird in diesen Fällen ein neuer Paß ausgestellt, oder der Inhaber trägt, falls er auf seinem alten beharrt, nach einem entsprechenden Aufdruck selbst die Verantwortung, wenn er sich am Grenzübergang rasieren muß.

Ein wesentlicher Bereich des Einwohnermeldeamtes ist auch die Ausländerabteilung. Jeder Eingereiste fremder Nation muß sich mit seiner Familie anmelden und bekommt, wenn er nicht über einen Nationalpaß verfügt, einen Fremdenpaß. Auch Asylanträge können hier gestellt werden. In diesem Jahr waren es bis zum 30. Juni 541. Die Betreuung des Ausländerwesens hat Erwin Franz (37), stellvertretender Stadtamtsleiter, übernommen. Franz: „Vor einiger Zeit hat ein Marokkaner ein Kind angemeldet und behauptet, dieses von seinem Bruder adoptiert zu haben. Als wir der Sache nachgingen, zeigte sich, wie verschieden die Auffassungen über Adoption sein können. Er hatte nämlich lediglich eine Aufsichtsfunktion über das Kind, das deshalb wieder zum leiblichen Vater in Marokko zurücktransportiert wurde.“



Und auch nicht alle Ausländer nehmen es mit der Meldepflicht so genau. Mlekus: „Oft gehen wir - selbst nachts - zusammen mit der Polizei Hinweisen auf Illegalität nach.“ Erst kürzlich seien drei Farbige aus Ghana aufgegriffen und in Abschiebehaft „befördert“ worden.

Alle gemeldeten Personen werden mit Namen, Wohnort, Geburtsdatum, Steuerklasse und weiteren wesentlichen Angaben im Computer gespeichert, wobei natürlich das Wissen des „elektronischen Gehirns“ dem Datenschutzgeheimnis unterliegt. Manche Bürger allerdings scheinen ihn für eine Auskunftdetektei zu halten. „Eine Frau kam und erzählte mir, ihre Tochter hätte sich mit einem Mann befreundet und sie wolle wissen, wie dessen Absichten gemeint seien, sprich, ob der Mann schon verheiratet wäre. Ein anderes Mal fragte ein Vater, der sein Kind zur Adoption freigegeben hatte, ob dieses noch lebt. „Fragen dieser Art“, so Mlekus, „können wir natürlich nicht beantworten, was jedoch mit der montäglichen Knurrigkeit, die uns oft nachgesagt wird, nichts zu tun hat.“



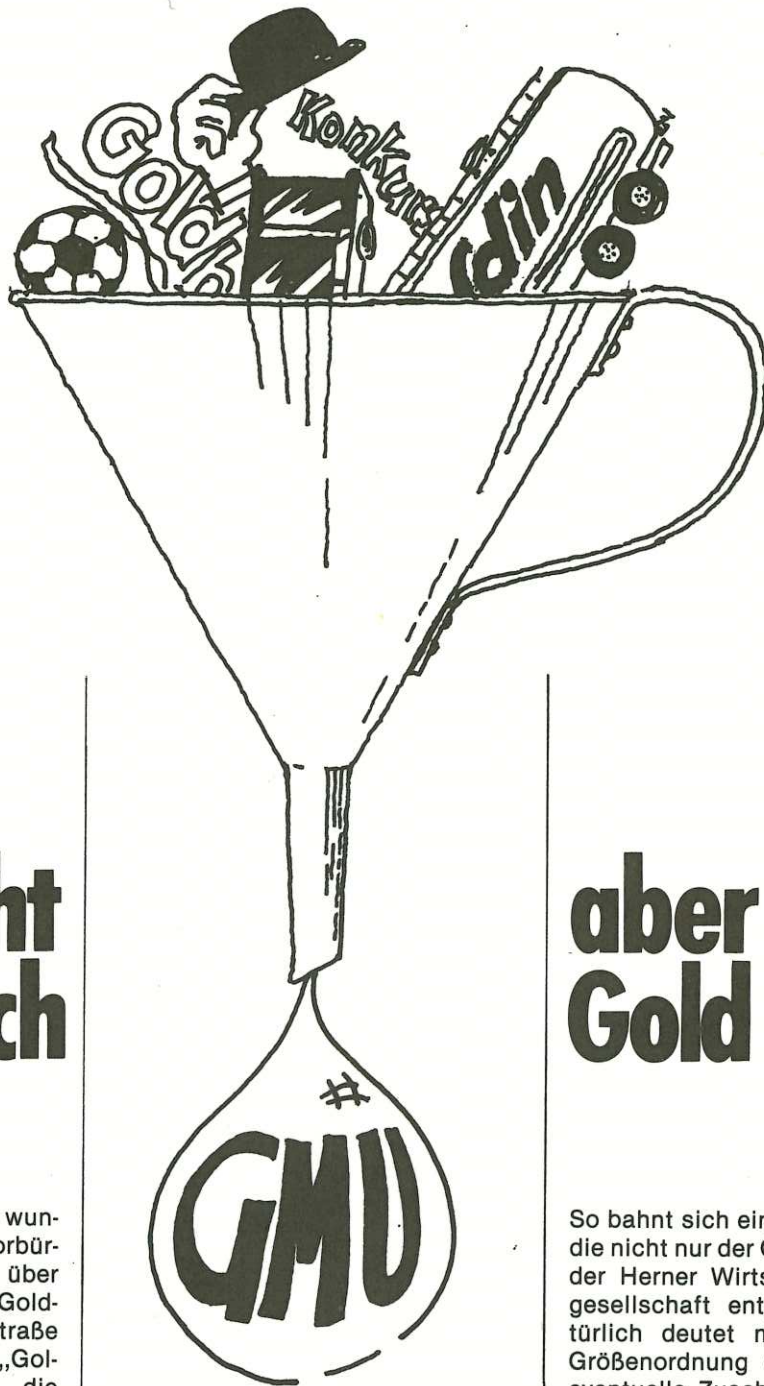
Ganz so eilig braucht man es nicht zu haben.

Erst heute Morgen kam ein Mann, der eine Bearbeitungsgebühr von einer Mark in 100 einzelnen Pfennigen bezahlen wollte. Der Schalterbeamte wies den Beutel mit den Kupfermünzen entsetzt zurück und verwies auf die Zeit, die er allein für das Nachzählen benötige. Der Bürger wehrte sich. Er habe gelesen, daß so etwas bis zu einem bestimmten Betrag möglich sei. Ich habe dann den Münzsack an mich genommen, der Mann bekam seinen Quittungsstempel, und die Sache war erledigt.“ Um viele Pässe und die „gar so kurze Zeit“ wäre es schlecht bestellt, wenn sich viele Bürger solche Gags einfallen ließen.

Im Idealfalle prüft man Ausweis und Paß, meinen Mlekus und Franz, gleich nach dem letzten Urlaub. Dann läßt sich die Verlängerung leicht in der publikumsschwächeren Nachsaison erledigen und die Urlaubsvorbereitungen des nächsten Jahres sind von vornherein um eine Aufregung ärmer.

Bild rechts:
Der Leiter des Amtes, Herr Mlekus.
Links daneben Herr Franz.





...nicht Goldbach

„Die waren doch schon hier“, wunderte sich ein Cranger Seniorbürger, als sich in diesen Tagen über dem zeitweise verwaisten Goldbach-Gelände an der Heerstraße statt des jahrelang bekannten „Goldin“-Schriftzuges plötzlich die Buchstaben „GMU“ erhoben. Der Cranger irrte. Zwar hatte es unter der Regie des havarierten „Öl-Königs“ in diesem Bereich eine „Gesellschaft für Umweltschutz“ (GEFU) gegeben, doch mit den neuen Hausherrn an der Heerstraße, der vorerst noch in Essen ansässigen Firma „Gesellschaft für Materialrückgewinnung und Umweltschutz mbH“ („GMU“) hat jenes Goldbach-Unternehmen nun beim besten Willen nichts zu tun.

Das, was am 1. Juli mit der Übernahme des Geländes an der Heerstraße durch die GMU begann und bis spätestens 1982 auf Touren kommen soll, könnte man eher unter dem Motto sehen „Altes Öl in gebrauchten Tanks“. Oder, wie es der kaufmännische Direktor des Unternehmens, Leo W. Klubescheidt ausdrückt: „Das Gelände ist für uns zwar nicht Goldbach, aber Gold wert“. Die GMU will auf diesem Gelände eine neuartige Anlage zur Behandlung bestimmter Abfallstoffe errichten — mit dem Ziel der Rückgewinnung von Ölen.

aber Gold wert

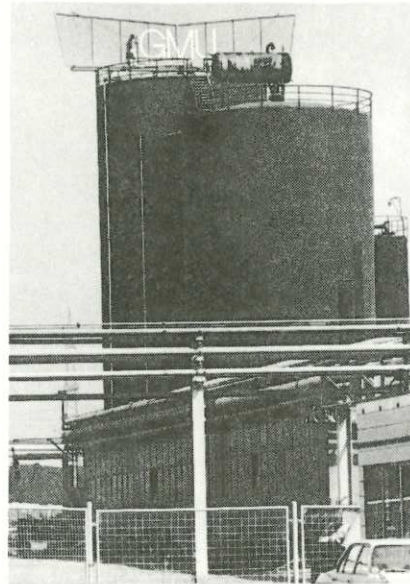
So bahnt sich eine Entwicklung an, die nicht nur der GMU sondern auch der Herner Wirtschaftsförderungsgesellschaft entgegenkommt. Natürlich deutet man vorläufig die Größenordnung des Projekts und eventuelle Zuschüsse nur an. Immerhin war zu erfahren, daß es sich um ein „Drei-bis-vier-Millionending“ handele.

Die junge Firma GMU ist eine Enkelin der VEBA-Gruppe, eine hundertprozentige Tochter der Rhenus-WTAG AG, und war zuvor einmal bei Mannesmann/Gelsenberg angesiedelt. Erstaunlich immerhin die Entwicklung der GMU, die, 1972 gegründet, binnen acht Jahren von fünf auf 52 Mitarbeiter wuchs, kaum zu reden vom Umsatz, der allein in den letzten vier Jahren von 3,4 auf 12 Millionen DM explodierte.

Zweifellos, über das nötige „Know-How“ verfügt das Unternehmen, das inzwischen über Betriebsstätten in Essen, Bochum, Mannheim, über eine große Sonderdeponie in Ochtrup und Sammelstellen und Niederlassungen in Berlin, Ludwigsburg, Hamburg und Rotterdam verfügt. Den „Einkauf“ in Herne bezeichnen die Verantwortlichen als einen der wichtigsten Schritte im Aufbau ihres Unternehmens. Immerhin darf sich die GMU als den größten Betreiber von Anlagen zur Behandlung von flüssigen und festen Abfallstoffen in der Bundesrepublik bezeichnen.

Zum 1. Oktober dieses Jahres will die GMU auch ihre Essener Zentrale komplett an die Heerstraße in Herne verlegen. Goldbachs Verwaltungsgebäude werden zur Zeit mit einem Kostenaufwand von rund 150 000 Mark auf die Bedürfnisse der neuen Hausherrn „zugeschnitten“ — bevorzugt von Unternehmern aus Herne und Wanne-Eickel, wie der technische Direktor des Unternehmens, Eden, betonte.

Überhaupt soll, so die erklärte Meinung der Geschäftsführung, „Lokales“ im Vordergrund stehen. Einmal will man versuchen, in den nächsten drei bis vier Jahren in diesem neuen Werk rund hundert neue Arbeitsplätze zu schaffen. Sie sollen vornehmlich mit Fachkräften aus Herne und Wanne-Eickel besetzt werden. Weiter verspricht Geschäftsführer Klubescheidt: „Wir werden mit unserem Unternehmen dazu beitragen, den Namen Herne populärer zu machen und der Stadt mit unserem technischen Wissen bei kommunalen Problemen jederzeit zur Hand gehen“. Da strahlte dann auch Stadtrat Gauert als Vertreter der Wirtschaftsförderung und gab gleich das Kompliment zurück, daß man in der GMU einen energischen und entschlossenen Partner gefunden habe, über dessen Ansiedlung an der Heerstraße man sich nur freuen könne.



Die Firma, nun seit zehn Jahren im Umweltschutzgeschäft tätig, will in Herne/Wanne ihr Schwergewicht auf die „Öl-Seite“ legen. Auch an eine Rückgewinnung von Motorölen ist bereits gedacht. Ablagerungen sind im Herner Bereich aber keinesfalls geplant. Merkte der technische Direktor Eden an: „Wir verfügen über ein geschlossenes und ausgeklügeltes System der Abfallstoffbeseitigung, da sieht der Abfall ja überhaupt kein Tageslicht mehr“. Von daher seien auch keine Emissionen für die Bevölkerung zu befürchten“.

Eindrucksvolles gibt es auch sonst zu berichten: Faßt man den Jahresanfall an Abfall, den die GMU gegenwärtig schon bewältigt, zusammen, so könnte man einen Güterzug füllen, der von Dortmund bis Duisburg reicht. Für die neue Anlage muß die GMU an der Heerstraße eine runde Million Mark netto investieren. Geschäftsführer Klubescheidt dachte gleich über die Landesgrenzen hinaus: „Je mehr man im nahen Osten verrückt spielt, um so wichtiger wird dieser Bereich. Frei vom Ayatolla!“

Beim Regierungspräsidenten in Arnsberg liegen derzeit nicht nur die Genehmigungs-Anträge über die Stoffe, die die GMU gern eigenhändig beseitigen möchte, sondern auch ein Antrag auf eine 20prozentige Förderung des Projekts. Am Schicksal des Antrages scheint jedoch kaum noch jemand zu zweifeln. Beruhigt der technische Direktor Eden: „Die Einsatzstoffe an der Heerstraße werden in keinem Falle explosionsgefährlich sein und auch sonst keine umweltgefährdenden Emissionen verursachen“. Ein Saubermann in Crange also, über dessen Tätigkeit sich mit Sicherheit auch Stadtkämmerer Heinz Drenseck freuen dürfte.

Und dann noch etwas Erfreuliches für Otto Normalverbraucher: Die GMU nimmt kostenlos Jedermanns Altöl ab. Dazu sei man, so hieß es, schließlich auch per Gesetz verpflichtet. Das Wechselöl vom Ölwechsel braucht also nicht mehr klammheimlich hinter der eigenen Garage im Rasen seine Spuren zu zeigen. Das Altöl kann die GMU dann natürlich verwenden. Dividenden gibts da nicht. Bei den Anlieferungen von „Profis“ kalkuliert das Unternehmen vorab mit Kosten von 80 - 150 Mark je Tonne und Art des Abfallstoffes.

Man überlegt sogar, ob man sich nicht stärker ins „Altöl-Geschäft“ hängen will und etwa regelmäßig die Tankstellen „abkassiert“. Darin sind keine Parallelen zum Goldbach-Imperium zu sehen. 29 000 Kubikmeter Tank-Kapazität warten auf ihre Nutzung und: „Wir sind auch froh, über jedes Altöl-Schiff, das im Ex-Goldbach-Hafen anlegt“.

Der Mann in der Bochumer Krümmele wirds mit Wehmut vernehmen.



Schon der Beschluß fällt aus dem Rahmen: der Kulturausschuß des Herner Rates will wissenschaftlich genau aufgearbeitet und dokumentiert sehen, was zwischen 1933 und 1945 mit den Herner und Wanne-Eickeler Juden passiert ist. Ungewöhnlich, weil sich bislang noch keine Stadt von vergleichbarer Größe diese Mühe gemacht hat. Und selbst die meisten größeren deutschen Großstädte haben dieses Thema, bei allem sonstigen archivarischen Eifer, bislang auf Eis gelegt.

Erst recht ungewöhnlich die Arbeit, die so der Ausschuß in die Welt gesetzt hatte. Es bestätigte sich nämlich bald, was man auch aus der Berichterstattung zu manchem NS-Prozeß schon wußte: alle nennswerten Unterlagen müssen wohl vor dem Einmarsch der Amerikaner und Engländer vernichtet worden sein.

HERNER JUDEN IN DER NAZIZEIT

Dokumentation
und Ausstellung
vom 7.- 23. November
im Kulturzentrum

Was tun, um nicht zu passen? Woher nehmen und nicht stehlen? Wie hin und wieder im Leben, kam auch hier der Zufall zuhilfe. In Bochum war nämlich gerade der Historiker Eckhart Ernst „zu haben“. Er hatte dort über die „Verfolgung der Sozialdemokraten im Raum Bochum“ gearbeitet (was immerhin nahe beim Herner Thema lag), und er hatte noch genügend Spaß am Detektivischen in der Geschichtsforschung. Die Stadt und Ernst kamen überein, der Kulturausschuß-Auftrag konnte in Arbeit gehen.

Zunächst einmal fand Ernst heraus, was die Väter alles vernichtet hatten: sämtliche Haftbücher des Polizei-Gefängnisses Herne, alle Akten der Gestapo Bochum, die städtischen Meldeamtsunterlagen, alle Unterlagen über die Vermögensverhältnisse der Herner Juden. Kurzum, es gab offenbar noch weniger greifbares Material, als Ernst schon befürchtet hatte. Nur ein einziger Aktenschrank im städtischen Archiv, Unterlagen aus dem früheren Amt für Wiedergutmachung, ließ hoffen.

Aber auch hier kam nicht die Welt zutage, weil das Amt vorwiegend Anträge politisch Verfolgter hinterlassen hatte, und die wenigen Fälle von Anträgen rassistisch Verfolgter stammten grobenteils von Juden, die nicht in Herne oder Wanne gelebt hatten. Der verschwindend kleine Rest an Material über Juden aus Herne wiederum bestand aus Sitzungsprotokollen, die stets den lapidaren Hinweis trugen: siehe Personalakte. Nur, die Personalakten, fand Ernst mit immer längerem Gesicht heraus, sind weg, vermutlich im Papierkeller statt im Archiv gelandet. Sogar in der sonst lückenlosen Zeitungssammlung des Stadtarchivs fehlen die Ausgaben vom Tag nach der „Reichskristallnacht“ am 9. November 1938.

Auch Eckhart Ernst war allmählich am Ende seines Lateins, denn für den Bereich der früheren Stadt Wanne-Eickel gab das Archiv noch weniger her, nämlich gar nichts. An diesem Punkt, knapp vor der Aufgabe, ging es dann doch noch einen gewaltigen Schritt voran. Durch Vermittlung des früheren Oberbürgermeisters der neuen Stadt Herne, Robert Brauner, lernte Ernst den heute in Dortmund lebenden, einstigen Herner „Rathaus-Mitarbeiter“ Karl Wolmeyer kennen. Wolmeyer, wie Brauner selbst politisch Verfolgter, hatte in seiner aktiven Zeit jede Gelegenheit genutzt, Original-Dokumente und beglaubigte Kopien von Dokumenten zu sammeln (sofern sie nicht städtisches Eigentum waren). Und mehr noch: Wolmeyer hatte sein Material auch schon in einen zeitlichen Zusammenhang gebracht.

Finster, wie gesagt, sah es für das alte Wanne-Eickel aus. Aber selbst in diesem Bereich brachte Ernst's Spürsinn dann doch einiges zum Vorschein. So stieß der Historiker auf das zeit- und atemraubende Hickhack um den Gedenkstein für die niedergebrannte Synagoge und damit auf den Wanne-Eickeler Arzt Dr. Leeser, der bis zur Auflösung der Synagogen-Gemeinde ihr Vorsteher war und gerade noch an der Einweihung des Gedenksteins hatte teilnehmen können, bevor er 90-jährig starb. Aus seinen Unterlagen konnte Ernst immerhin eine lückenhafte Namensliste der Wanne-Eickeler Juden ermitteln.

So hatte er wenigstens ein Packende, an dem er ziehen konnte. Jetzt fand er Hinweise in alten Gesundheitsakten („Fünf Mark von Betty



Hirsch an Dr. X für die Ausstellung eines Auslandszeugnisses“), fand Todeserklärungen, die mit Transporten nach Riga und Sobibor übereinstimmten, stieß auf Protokollbücher der Stadtverordneten-Versammlung mit NSDAP-Anträgen zur Einschränkung der Bürgerrechte für Juden.

Aus diesen Unterlagen läßt sich übrigens heute ablesen, wie früh nach der Machtergreifung und wie drastisch die Nationalsozialisten ihr Juden-Problem angingen. So heißt es in einem Sitzungsprotokoll der Wanne-Eickeler Stadtverordneten-Versammlung vom 26. Juli 1935 unter anderem: Ratsherr Hotze beantragte den Erlaß einer Anordnung des OB, die sämtliche Handwerker und Geschäftsleute, die nach wie vor mit Nichtariern in Verbindung stehen, von der Zuleitung öffentlicher städtischer Aufträge ausschließen sollte. Und weiter ist zu lesen: Ratsherr Alexi erklärte, er habe wahrgenommen, daß auch Beamte in jüdischen Geschäften Einkäufe tätigten. Der OB erwiderte, daß Beamte, die in jüdischen Geschäften Einkäufe tätigten, sich durch ein solches Verhalten der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die der Beamtenberuf erfordere, unwürdig erwiesen und nach den Dienststrafgesetzen zu belangen seien. An anderer Stelle geht es darum, Juden den Besuch des städtischen Bades am Osthafen zu untersagen.

Und das war nur der sanfte Beginn eines Prozesses, der schließlich mit der Ermordung von Millionen Juden aus ganz Europa endete. Aber darum ging es zunächst nicht in der Ernst-Dokumentation zur Judenverfolgung in Herne und Wanne. Hier galt es festzustellen: Wer lebte 1931 als Jude in Herne und Wanne,

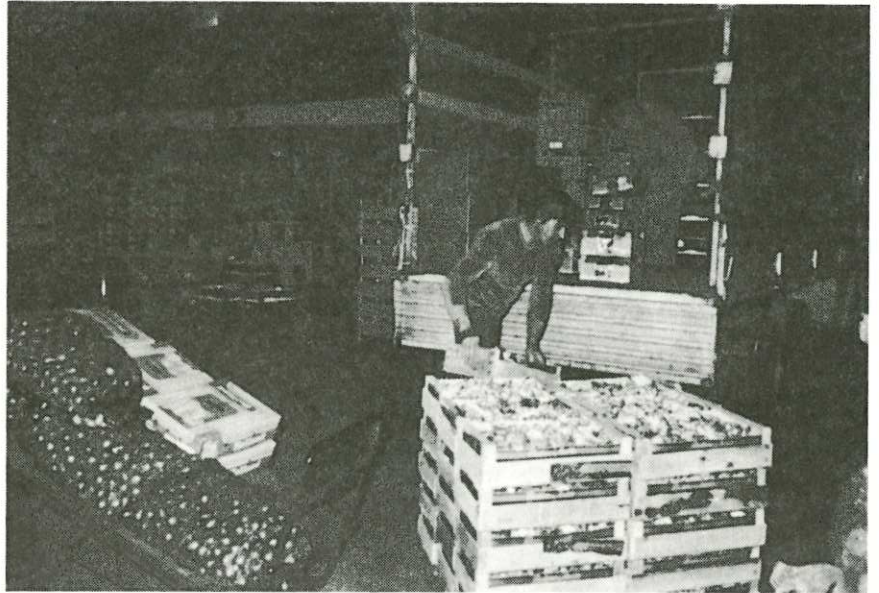
wie lebten die jüdischen Bürger hier bis 1933, welchen Weg nahmen sie nach 1933? Natürlich gehört zum solchermaßen eingegengten Thema auch die Darstellung der Entwicklung im ganzen Deutschen Reich; kam auch Ernst nicht ohne Materialien aus dem Bundesarchiv in Koblenz und der Kölner Sammlung Germania Judaica aus. Alles zusammen fügt sich inzwischen trotz unüberschaubarer Anfangsschwierigkeiten zu einer höchst spannenden, beeindruckenden Übersicht von belegbarer, doppelt und dreifach abgesicherter Genauigkeit. Die Herner des Jahres 1980 werden zuverlässig verfolgen können, was aus ihren jüdischen Nachbarn oder Freunden der Vorkriegszeit geworden ist - wenn die Dokumentation von Eckart Ernst am 7. November vor- und ausgestellt wird.

Ein paar konkrete Zahlen dazu schon vorweg, um deutlich zu machen, welche Dimension selbst im Bereich der kleinen Synagogen-Gemeinden von Herne und Wanne die Judenverfolgung hatte. In Herne lebten 1933 als Herner Bürger 650 Juden (davon etwa 30 getaufte).

Von ihnen sind 164 nachweislich in verschiedenen Lagern umgebracht worden; 158 wurden deportiert und mit Hinweisen wie zum Beispiel „ins Ausland abgeschoben“ aus dem Melderegister gestrichen - auch ihr Schicksal kann, nach Kenntnis der Deportationsorte, als sicher gelten. Das bedeutet: jeder zweite Herner Jude ist dem Hitler-Regime zum Opfer gefallen. In Wanne lebten laut Leesers unvollständiger Namensliste 270 Synagogen-Mitglieder. Von ihnen wurden 185 ermordet.

Diese Zahlen sind pingelig genau ermittelt, zweifelhafte Fälle wurden vorsichtshalber nicht mitgezählt.

Der Bauch von Herne



Irgendwann im August, gegen vier Uhr morgens. Das Aufstehen fällt dem Ungeübten schwer um diese Zeit. Ob es sich überhaupt lohnt? Der Halbschlaf läßt die Antwort gar nicht erst zu — nach einer Weile sitze ich im Wagen. Draußen ist es dunkel, Regen und Kälte erinnern an einen unfreundlichen Novembermorgen. Zu dieser Stunde sieht man kaum Verkehr, vielleicht sind es zwei, drei Autos und ein schwankender Passant, die mir begegnen. Dann, am Julia-Gelände, das Schild „Zum Großmarkt“.

Gleich um die Ecke, beinahe versteckt, herrscht noch Betrieb — die kleine Kneipe an der Zufahrt ist noch (oder schon?) geöffnet. Ich werfe einen Blick hinein: im Interieur erinnert sie an eine Mischung aus Wartesaal und Trinkhalle, ein paar einfache Tische und Stühle, der Stehausschank, dahinter die kleine Küche. Kaum eine Handvoll Gäste sitzt da, zwei am Tisch, die anderen an der Theke. Am Getränk sollst du sie erkennen: wer hier Alkoholisches konsumiert, gehört nicht zum Großmarktgeschehen, ist wohl eher ein besonders ausdauernder „Nachtschwärmer“. Die Stimmung wirkt nicht eben ausgelassen, fast schon müde, es wird mehr getrunken als geredet. Eine ältere Frau, im Kittel und etwas wirr frisiert, zieht mit mechanischer Bewegung eine Packung Filterzigaretten aus dem Wandautomaten. Vielleicht wird es hier nachher interessanter.

Draußen regnet es noch immer. Ich gehe hinüber zum Pfortnerhäuschen des Großmarktes. Das große Tor für die Warenannahme steht schon offen, die Hallen sind erleuchtet. Erste Anlieferungen haben schon vor ein paar Stunden begonnen, denn um punkt fünf Uhr kommen die ersten Kunden, und da muß man korrekt sortiert sein. Auf dem Parkplatz steht bereits, hübsch aufgereiht, eine Schlange von Liefer- und Lastwagen aller Größen, die auf den Startschuß warten.

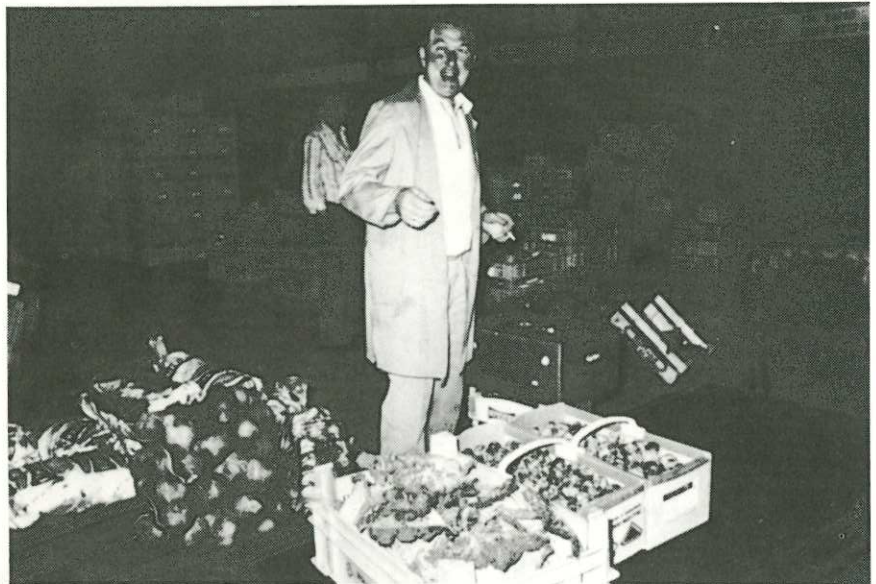
Der städtische Pfortner van Gilst zieht sich gerade seine Stiefel an. Er weiß Bescheid, wir sind verabredet. Beim kurzen Rundgang über das Gelände füttert er mich mit ersten Informationen und erklärt die Aufteilung des langgestreckten Hallenkomplexes: „Dort drüben sehen Sie den Fischhändler, und hier vorn gibt es nacheinander Obst und Gemüse.“ Plötzlich hat er es sehr eilig, die Uhr zeigt kurz vor Fünf: Zeit, die ersten Kunden hereinzulassen.

Kaum steht das Tor offen, da entstehen ringsum Bewegung und Lärm, ein Fahrzeugstrom ergießt sich auf das Gelände des Großmarktes. Die jetzt beginnenden 60 Minuten sind die „Rush Hour“, in der Schnelligkeit und gute Organisation zählen. Als Außenstehender muß man da aufpassen — der Slalomlauf zwischen hin- und herrasenden Gabelstaplern ist nicht ganz ungefährlich. Ich gerate in das geschäftige Treiben eines Obst- und Gemüsehandels, der im hinteren Teil der Anlagen seine Lageräume hat.

Auch Heinrich Berning bestellt ab und an mal eine Eisenbahnladung. Nachteil dieses Transportes: „Das dauert meist ein bis zwei Tage länger.“ Den größten Teil seiner Frischware läßt der Herner Händler deshalb lieber mit eigenen Lastzügen aus Italien, Frankreich, Spanien und Griechenland heranschaffen. Hinten, auf dem Gewerbegebiet, zeigt er noch schnell, steht sein Großkühlhaus - „damit auch alles immer frisch bleibt“.

Wir gehen wieder nach vorn in die Verkaufszone. Dort hat man Mühe, Angestellte und Kunden voneinander zu unterscheiden. Alles duzt sich, jeder kennt den anderen offenbar schon über Jahre hinweg. Es sind hauptsächlich Großkunden, die um diese Zeit einkaufen. Da wird geprüft, gedrückt, probiert und kritisch beäugt, bis ein entschiedenes „von denen da zwölf Kisten“ zu vernehmen ist. Hier machen Kunde und Händler sich gegenseitig

Chef Heinrich Berning, groß, breitschultrig, Anfang vierzig, ist überrascht: „Die Presse bei uns? Na, dann kommen Sie mal mit“. Nicht ohne Stolz zeigt er mir seinen Betrieb und erwähnt fast beiläufig: „Pro Tag gehen bei uns so um die 100 Tonnen Obst und Gemüse raus“. An der Rückseite der Lagerhalle steht einer von insgesamt drei firmeneigenen Kühl-Lkw's. Die Fracht, italienische Pfirsiche, wurde schon in der Nacht abgeladen und steht mittlerweile vorn zum Verkauf bereit. Auf dem Bahngleis, ein paar Meter weiter, sieht man einen Waggon mit Ware für die Konkurrenz nebenan.



nichts vor, dazu sind beide Parteien zu gewieft, zu lange schon im Geschirr. Allenfalls ein paar knappe Hinweise und Kommentare wie „probier doch mal die Stana“ oder „die da sind aber ganz schön pampig“, kann man herausfiltern.

Vertrauen steht gegen Vertrauen: Mehrmals sehe ich Lebensmittelhändler und Marktfrauen, die das gerade Ausgewählte selbst auf die große Bodenwaage schieben - daß die vom Kunden abgelesene Zahl dann auch stimmt, daran zweifelt offenbar niemand. Nicht zu schummeln, ist also Ehrensache. Jetzt, so müßte man annehmen, könnte es denn ans Bezahlen gehen, aber Fehlanzeige: Bares ist auch beim Großmarkt nicht gefragt. Statt dessen wird am Schreibpult vor der Lagerhalle zunächst das entsprechende Gewicht, dann der Preis notiert, und die Rechnung kommt später - per Computer - ins Haus.

Viel Raum zum Feilschen bleibt da nicht, allenfalls bei Pfennigbeträgen zeigt sich so mancher kleine Lebensmittel- oder Markthändler hartnäckig: „Komm, Karl-Heinz, nun mach mal 'nen runden Betrag draus“. Zwischen Auswahl und Abtransport bleibt meist noch Zeit für ein Schwätzchen am Rande. Großhändler Berning plaudert gerade mit „einem meiner besten Kunden“, wie er wohl nicht ohne Hintergedanken erläutert. Sein Gesprächspartner, vom Typ ein echtes Original mit rosigem Gesicht, kippt mir eine Riesendosis Schnupftabak auf den Handrücken: „Probieren Sie mal, das geht bis ins Hirn rauf“. Er behält recht.

„So eine Prise“, meint er lachend, „brauchen wir Gemüseleute jeden Morgen“. Augenzwinkernd fügt er hinzu: „Und jetzt werden wir Ihnen mal erzählen, wie schlecht es uns geht“. Allgemeines Gelächter folgt. Daß die Branche auf goldenem Boden gedeiht, ist schließlich keine Neuigkeit. Wer als Obsthändler früh aufsteht, darf auch bald die süßen Früchte seines Schaffens ernten: Hubraumstrotzende Luxuslimousinen mit dem Kühler-Stern eines Stuttgarter Fabrikats, überall auf dem Gelände zu sehen, geben eine Ahnung davon.

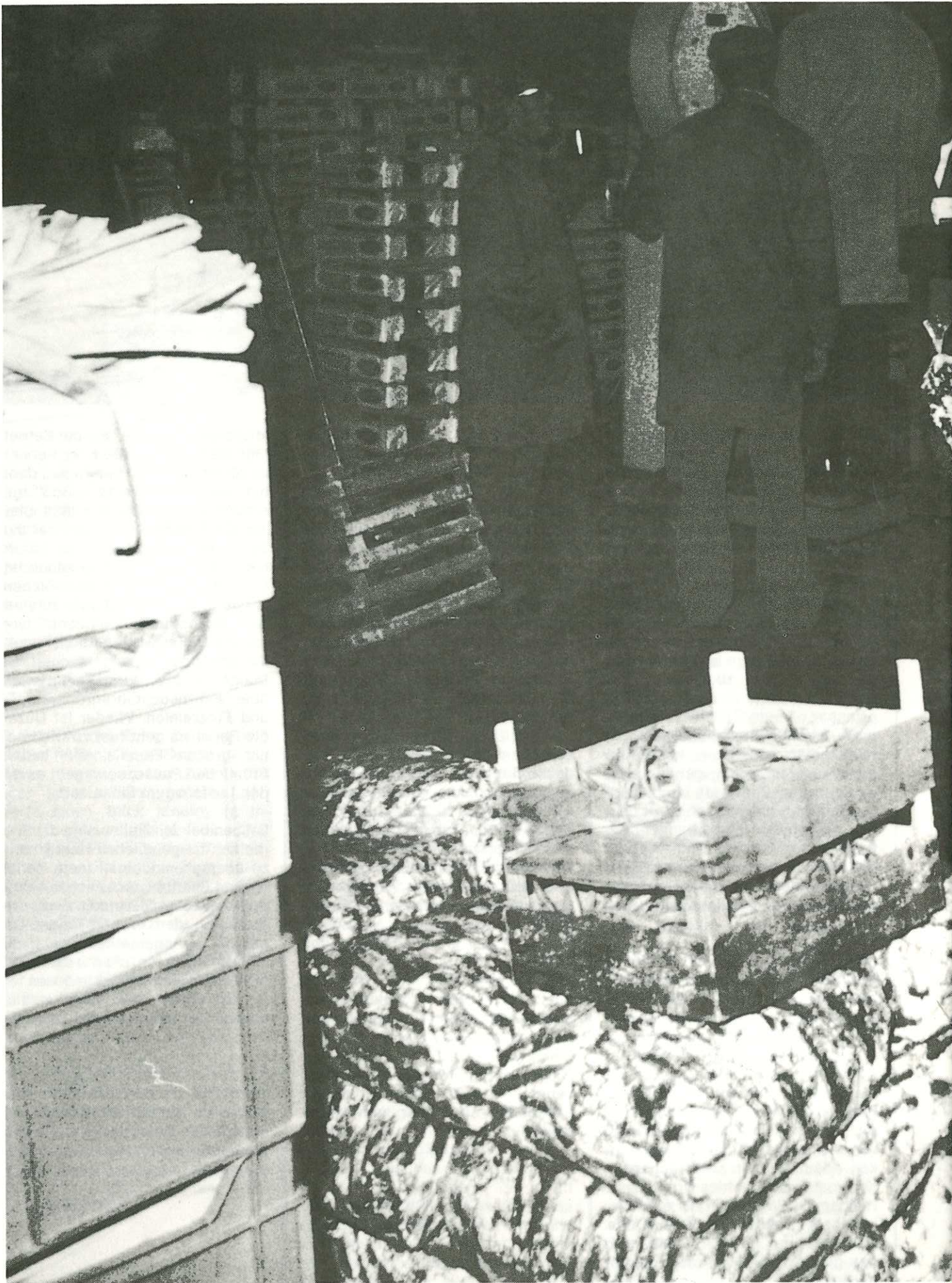
Zwischen den Pfirsichkisten entdecke ich zwei erfahrene Markthändlerinnen, die gerade die Auswahl für ihren Obststand treffen. Schon der Opa, so erzählen die beiden Schwestern Silvia und Helma, sei mit einem Stand umhergezogen. „Bis heute ist unsere Familie dem Geschäft treu geblieben“. Drüben lamentiert ein knorriger Mensch in bleuem Kittel über die Qualität des angebotenen Kopfsalates: „Der soll aus'm Treibhaus sein? Daß ich nicht lache“. Auch diverse Blumenkohlkisten finden nicht gerade seinen Beifall - „der ist ja dreckig, kommt wohl vom Schmutzbauern!“ Die Angestellten schmunzeln, man kennt ihn, und Klappern gehört schließlich auch hier zum Handwerk.

Mittlerweile wird es hell, der Betrieb läßt nach, ein Großteil der Kunden ist abgefertigt. Ein paar noch, dann hat man den großen „Run“ geschafft. Ich gehe noch mal hinüber zur Großmarkt-Kneipe an der Zufahrt, wo inzwischen eine Anzahl beladener Lastwagen zu sehen ist. Drinnen, die Uhr zeigt etwa Sieben, haben sich die Marktleute zu einer Art „Frühstücksstammtisch“ versammelt. Es wird gefachsimpelt, Klatsch und Tratsch machen die Runde, man versorgt sein Gegenüber mit neuesten Informationen und Frozzeleien. Wieder ist Duzen die Regel, es geht fast zu wie in einer großen Familie. Ein halbes Stündchen Pause, dann geht es mit den Lastern zum Einsatzort.

Drüben bei den Hallen sind die Spuren der morgendlichen Hektik nicht zu übersehen: Überall leere Behälter und Paletten, dazwischen einige Späteinkäufer, die noch zwei, drei Kisten in den Wagen laden. Der städtische Angestellte hat jetzt alle Hände voll zu tun, um mit dem Müllfahrzeug den liegengebliebenen Unrat abzufahren. „Manchmal sind es drei ganze Ladungen pro Tag“, berichtet er und startet den Motor.

Auf der Rückfahrt bietet sich ein anderes Bild als dreieinhalb Stunden zuvor: Im Stadttinnern drängt sich gerade der Berufsverkehr. Es gibt also auch Leute, die etwas später aufstehen ...

Martin Hövel









UNSERE STADT

